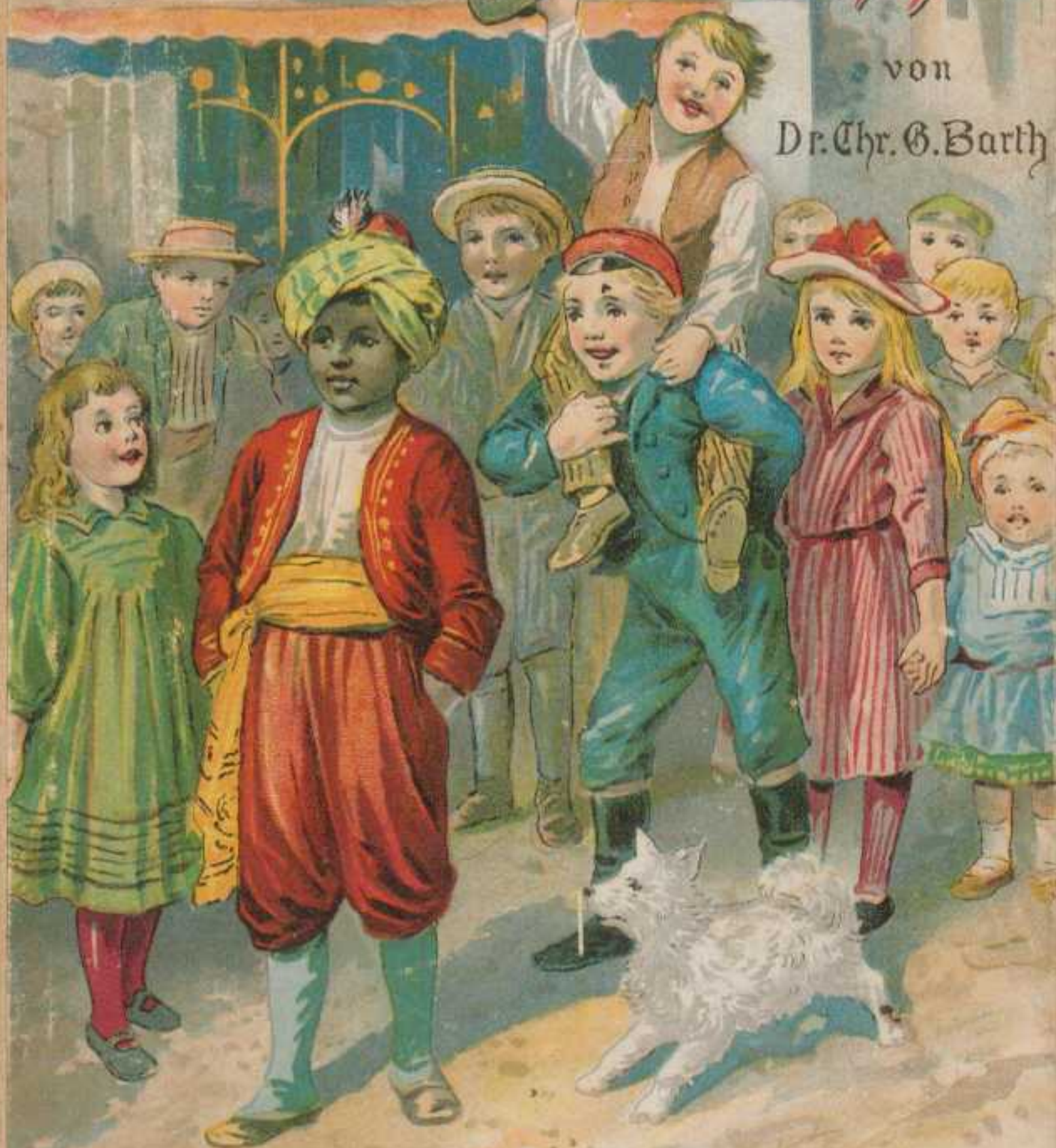


Der Negerknabe Cuff

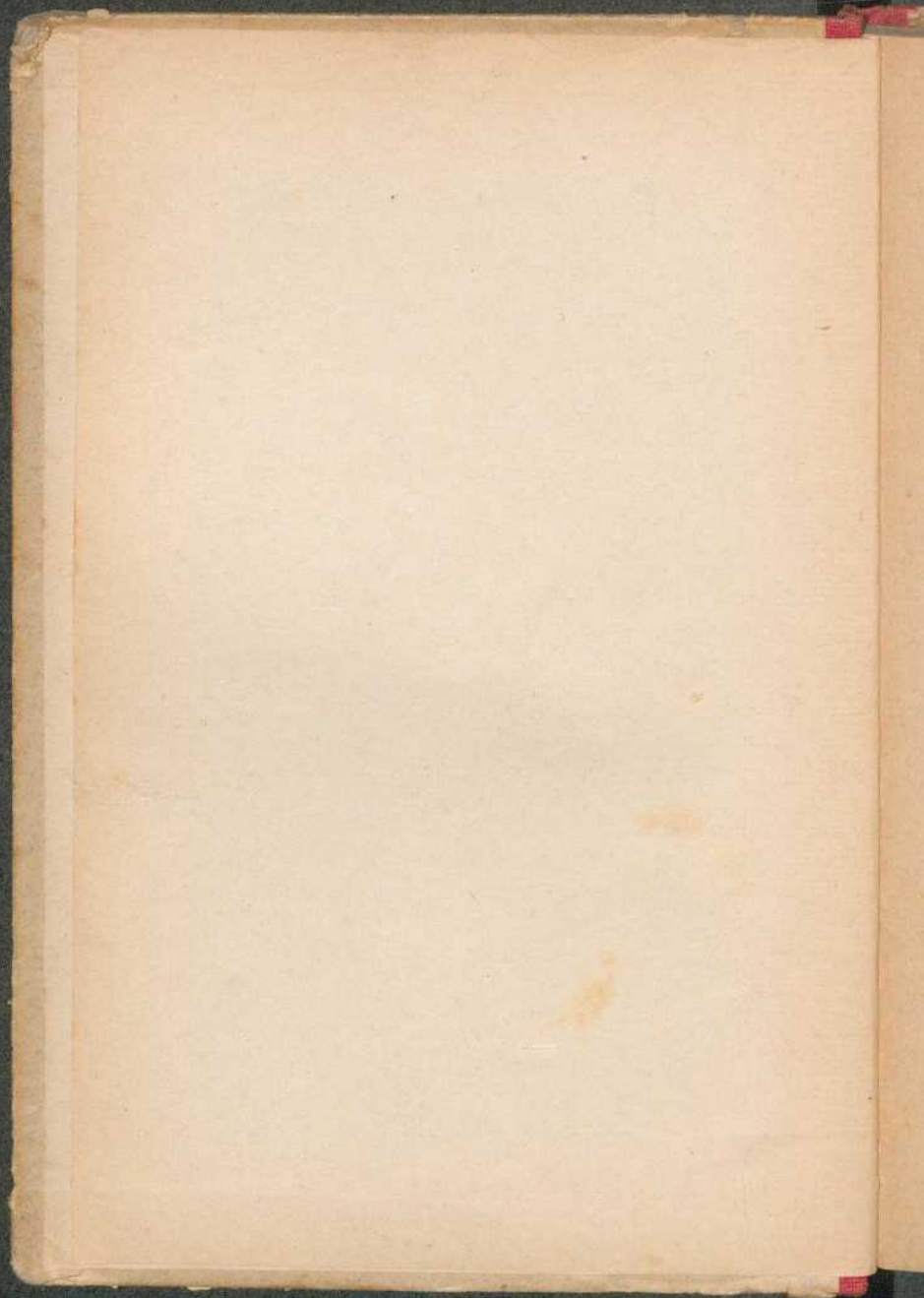
von

Dr. Chr. G. Barth



K. Dyer

140



Der Negerknabe Cuff.

Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

Neue Ausgabe.



Konstanz

Christlicher Buch- und Kunstverlag
Carl Firsich A.-G.

"Cuff, wo bist du? du Taugenichts! Gleich geh her und kleide mich aus!" Der Mann, der mit barscher Stimme so rief, trug eine rote, seidene Jacke, mit Gold reich verbrämt, eng anliegende Beinkleider von feinem Stoff, leichte Schuhe, einen seidenen Gürtel mit goldenen Fransen und eine kleine, prächtig gestickte Mütze. Der Knabe, dem er rief, war ein junger Neger von etwa zwölf Jahren, gleichfalls prächtig in Seide und Gold gekleidet. Er eilte erschrocken herbei, verrichtete seine Dienste bei seinem Gebieter, ohne ein Wort zu reden, und eilte dann ebenso still wieder ins Vorzimmer, wo er sich auf einen Stuhl setzte und nachdenklich den Kopf auf seine rechte Hand sinken ließ. Den Schauplatz dieses Auftritts aber habt ihr nicht auf einer westindischen Plantage oder in dem Palast eines englischen Nabobs in Bengalen zu suchen, sondern in dem Gasthof einer kleinen deutschen Residenzstadt; und der strenge Gebieter, der sich nun in einen leichten baumwollenen Schlafrock geworfen hatte, war nichts geringeres als das Haupt einer Seiltänzer- oder Kunstreiterbande, dergleichen bekanntlich immer einige durch Deutschland hin und her ziehen, um durch ihre Gewandtheit in körperlichen Übungen die neugierigen und schaulustigen Leute zu brandtschagen.

Der kleine Cuff mit seinem gelbseidenen Turban hatte sich kaum zum Ausruhen niedergesetzt, so erschallte drinnen schon wieder die gebieterische Stimme seines rauhen Herrn. Durch harte Zucht an plötzlichen Gehorsam gewöhnt, sprang er auf und flog hinein, um den Befehl seines Meisters anzuhören. „Hol mir

eine Flasche Champagner!" herrschte ihm dieser zu; und Cuff eilte die Treppe hinab, um sie vom Wirt zu verlangen. "Einen oder zwei Kelche?" fragte der Kellner. Cuff, der gerade an andere Dinge dachte, antwortete in der Berstreuung: "zwei," und brachte sie seinem Herrn samt der Flasche. "Wer heißt dich zwei Kelche bringen, Nachteule? Meinst du, ein solches Getränk sei auch für Bursche deinesgleichen gewachsen?" Mit diesen Worten ergriff der zornmütige Mann die Peitsche und versetzte dem armen Knaben einige derbe Hiebe, daß er laut aufschrie und mit schnellen Sprüngen dem Wütherich entlief. Er wußte schon aus Erfahrung, daß mit jedem Kelche des geistreichen Weines die Wut seines Herrn wachsen und ihm noch größere Mißhandlungen zuziehen würde, und flüchtete sich deswegen in den obersten Winkel des Hauses, wo er unter dem Dache hinter einem alten Kasten sich zusammenkauerte und so ohne Speise und Trank den Abend und die Nacht zubrachte. Herr Brenti, so hieß sein Gebieter, war heute besonders erbozt auf ihn, weil Cuff, in der Berstreuung durch andere Gedanken, die sein Herz drückten, sich mehrere Fehler hatte zu Schulden kommen lassen, die den Verlauf der Darstellung störten. Als Brenti einige Kelche voll aus seiner Flasche getrunken hatte, rief er seinem Diener; und als dieser nicht erschien, tobte er durchs ganze Haus, weil er gern seinen Zorn an ihm ausgelassen hätte; aber Cuff war nirgends zu finden.

Am andern Morgen hatte sich Brentis Zorn gelegt; und da er fürchtete, durch fortgesetzte Härte den Knaben störrig zu machen und bei der heutigen Vorstellung noch größere Fehler zu veranlassen, beschloß er, ihm, wenn er käme, gute Worte zu geben. So kam es, daß Cuff, als er sich morgens wieder bei

seinem Herrn einstellte, um ihn zu bedienen, eine verhältnismäßig ziemlich freundliche Aufnahme fand, auf die er nicht gefaßt war; und er beschloß nun hinwiederum, heute sein möglichstes zu tun, um die Zufriedenheit seines Gebieters wieder zu gewinnen. Dies gelang ihm auch; und Brenti sah es um so lieber, da es die letzte Vorstellung war, die er in dieser Stadt zu geben hatte. Er zog nun in eine andere Stadt. Ehe wir ihn aber dahin begleiten, werdet ihr begierig sein, über Cuffs Geschichte etwas Näheres zu erfahren.

2.

Der Gerichtsrat Androw in L. war ein verständiger und gutmütiger Mann, aber ein Weltmann. Er hatte ein bedeutendes Vermögen, bewohnte ein schönes Haus in einer Provinzialstadt, gab wöchentlich einmal ein großes Gastessen, hatte Kutsche und Pferde, besuchte fleißig das Theater und die Bälle, aber um so seltener die Kirche: denn die Sonntage wurden gewöhnlich zu Lustpartien aufs Land verwendet. Weder der Tag noch die Mahlzeit wurde in seinem Hause mit Gebet angefangen; ob eine Bibel im Hause war, weiß ich nicht, wenigstens wurde nie darin gelesen, und in den täglichen Gesprächen war von Gott und Christus, von dem Reiche Gottes und von der Seligkeit niemals die Rede. Am Karfreitag ging die ganze Familie zur Kirche; an den anderen hohen Festen kam es selten dazu. Die Hausarmen und die wohlthätigen Anstalten wurden reichlich bedacht; und während man selbst alle Tage herrlich und in Freuden lebte, vergaß man nicht, auch andern Leuten von Zeit zu Zeit einen guten Tag zu machen. So war es mit dem Christentum im Hause des Gerichtsrats beschaffen, und hierüber herrschte zwischen ihm und seiner Frau

die vollkommenste Uebereinstimmung. Als gebildete Leute, dachten sie, seien sie über die gewöhnlichen Uebungen der Gottseligkeit, Kirchengen, Beten, Bibellesen und dergleichen, hinaus; das sei wohl passend für die gemeinen Leute, für sie aber zieme sich bloß sittliche Unbescholtenheit und genaue Beobachtung des Anstands.

Herr Andrew hatte drei Kinder, zwei Knaben und eine Tochter. Diese war das älteste Kind; der jüngere Knabe hieß Emil. Von einer christlichen Erziehung dieser Kinder konnte natürlich nach dem Obigen nicht die Rede sein. Wer selber den Weg des Heils nicht kennt, kann auch andere nicht darauf führen. Glücklicherweise aber war die Kindsmagd, welcher die Verpflegung der Kleinen ganz überlassen blieb, eine christlich gesinnte Person, die nicht bloß äußerliche Erkenntnis der Wahrheit, sondern auch inneres Leben besaß; und diese hielt es für ihre Pflicht, gute Samentörner in die jungen Herzen zu streuen, um so mehr, als sie wußte, daß dies von seiten der Eltern ganz versäumt wurde. Sie betete mit den Kindern, wenn sie dieselben zu Bette brachte; sie erzählte ihnen vom Heiland und lehrte sie kurze Biederverse und schöne Sprüche. Emil war ihr Liebling: er zeigte so viel Empfänglichkeit für das Gute, das er hörte, und eine in so frühem Alter so seltene Freude am Wort Gottes und Gebet, daß er z. B., wenn je einmal das Gebet unterlassen werden wollte, gleich der Kindsmagd zurief: „Anna beten!“ Das konnte nun freilich vor den Eltern nicht ganz verborgen bleiben: denn kleine Kinder sind nicht so schweigsam, und ihnen in dieser Hinsicht etwas zu verbieten, konnte der redlichen Anna nicht einfallen, obwohl sie nicht wußte, wie es von den Eltern aufgenommen werden würde. Sie waren aber gutmütig und gleichgültig

genug, um ihr nichts in den Weg zu legen, und betrachteten die Sache als eine bloße Kinderei, die mit den zunehmenden Jahren schon von selbst wegfallen würde. Erst dann, als einmal in Anwesenheit mehrerer Gäste die Kinder etwas vom Heiland sagten, fingen die Eltern an, sich zu schämen, und verboten der Magd, künftighin mit den Kindern über dergleichen Dinge zu reden. Anna hätte, weil so gar kein Christenthum im Hause war, längst einen andern Platz für sich gesucht, wenn nicht die Rücksicht auf die Kinder sie festgehalten hätte; sie dachte: die armen Geschöpfe hören ja gar nichts Gutes mehr, wenn ich sie auch vollends verlasse, und ließ sich dadurch zum Bleiben bewegen. Nun aber, da man ihr alle christliche Einwirkung auf die Kleinen abschneiden wollte, erklärte sie, daß sie unter solchen Umständen nicht länger im Hause bleiben könne: denn sie hielt es nicht für recht, etwas zu versprechen, was sie mit gutem Gewissen nicht hätte halten können. Man machte ihr auch das Gehen gar nicht schwer; und so betrübt die Kinder darüber waren, mußte sie doch von ihnen Abschied nehmen.

Emil war etwa drei Jahre alt, als Anna das Haus verließ. Er bekam nun eine andere Kindsmagd, die sich in den weltlichen Ton des Hauses besser schicken konnte. Sie war eine leichtsinnige, gewissenlose Person, die vom Beten nichts verstand und nichts wissen wollte, und bei der die Kinder eher verwahrloßt als versorgt wurden. Sie hieß Kunigunde, und war aus einem ziemlich entfernten Dorf gebürtig. Wenn sie mit den Kindern spazieren gehen sollte, ging sie gewöhnlich in schlechte Gesellschaft, wo sie sich mit gleichgesinnten Menschen belustigte und die Kinder einstweilen in einen Winkel setzte. Lange hätte dies freilich nicht so fortgehen können, ohne den Eltern

hinterbracht zu werden: aber noch ehe dies geschah zeigten sich schon die traurigen Folgen ihrer Nachlässigkeit und Gewissenlosigkeit. Es kam eine Gesellschaft von Kunstreitern in die Stadt, und Kunigunde, die auf dergleichen Augenlust sehr viel hielt, besuchte den Schauplatz jeden Abend mit den Kindern. Am letzten Abend hatte sie bloß den kleinen Emil bei sich. Wie es zugeing, daß sie das Kind verlor, ob sie es niederträchtigerweise um Geld verhandelte oder in ihrer Saumseligkeit sich unbemerkt abhanden kommen ließ, ist nie genau bekannt geworden: kurz, sie stellte sich, als sie nach Hause kam, sehr verwundert, daß es noch nicht da war. Als man sie fragte, wo sie es denn gelassen habe, erzählte sie scheinbar ganz unbefangen: es sei unterwegs eine vornehme Frau zu ihr gekommen, die habe sie gefragt, ob das Kind dem Herrn Gerichtsrat Androw gehöre. Als sie dies bejaht, habe die Dame gesagt, sie sei die Tante des Kindes, komme eben mit der Post von Berlin an, und wolle es mit zu ihrem Schwager nehmen. Da sie getrußt, daß in Berlin eine Tante wohne, die sie jedoch während ihres kurzen Hierseins noch nie gesehen, so habe sie kein Bedenken getragen, der Dame das Kind zu überlassen. Emil habe zwar anfangs nicht gewollt, aber die Dame habe durch Liebkosungen und Süßigkeiten bald seine Zuneigung gewonnen. — „Und warum ist Sie denn nicht mitgegangen?“ fragte der Gerichtsrat. Kunigunde entschuldigte sich, sie habe müssen noch etwas in einem Kaufladen holen, worauf man im Hause gewartet, was sich auch so befand. Das Sonderbare an der Geschichte war, daß wirklich an diesem Abend die Tante aus Berlin erwartet wurde und auch nach einer Stunde eintraf; aber Emil kam nicht mit ihr, und sie war ganz erstaunt, als die geängsteten

Eltern sie vor allen Dingen fragten, wo sie denn den kleinen Emil gelassen habe. Kunigunde freilich versicherte, als man sie herbeirief, das sei nicht die Dame, welcher sie das Kind übergeben hatte; und es blieb nun nichts übrig als die Vermutung, irgend eine schlaue Betrügerin habe die Notiz von der erwarteten Ankunft der Berliner Tante sich zu nuze gemacht, um das Kind wegzufangen; zu welchem Zweck, das war freilich noch räthselhaft. Der Gerichtsrath bot nun augenblicklich alle Mittel auf, die ihm als einem Beamten in vollem Maße zu Gebote standen, um das verlorene Kind wieder herbeizuschaffen. Das ganze Polizeipersonal mußte auf die Beine; alle Häuser wurden durchsucht, auf allen Thoren wurde nachgefragt, ob kein dreijähriges Kind zur Stadt hinaus gebracht worden sei. Auch die Seiltänzerbande wurde streng visitiert, da man sie besonders im Verdacht hatte; aber nirgends wollte sich auch nur die leiseste Spur von dem vermißten Kinde zeigen. Mit welcher Angstlichkeit und Beklemmung eine hoffnungslose Botschaft nach der andern angehört wurde, das können nur Elternherzen nachfühlen.

Es wurden freilich keine Kosten gespart; man wendete sich an alle Behörden der Umgegend; aber unglücklicherweise lag die Provinzialstadt nahe an der Grenze, und wenn das Kind wirklich gestohlen war, so konnte es hinübergeschafft worden sein, ehe man irgend eine weitere Vorkehrung getroffen hatte.

3.

Im Hause des Gerichtsraths herrschte eine Zeitlang große Betrübnis. Die Tante von Berlin, eine sehr eitle Frau, die sich auf die Lustpartien im Hause ihres Schwagers längst gefreut hatte, verwünschte das Mißgeschick, das sie gerade in diesen Tagen herführte,

wo niemand mehr an Lustbarkeit dachte. Die Eltern des Vermißten, weit entfernt, bei sich selbst eine Schuld aufzuzuchen und sich z. B. wegen der Entlassung der treuen Anna anzuklagen, suchten die Ursache ihres Unglücks immer nur bei andern, zunächst bei der unvorsichtigen Kunigunde, die auch sogleich aus dem Hause geschickt wurde. Dann aber murrten sie auch gegen Gott, der diesen Unfall zugelassen habe. Sonderbar! Nie hatten sie ihn um gnädige Bewahrung ihrer Kinder gebeten, nie ihm für etwas Gutes von Herzen gedankt; überhaupt nie mit Ernst und Demut daran gedacht, daß ihr Leben in seiner Hand sei; aber jetzt, da ein Unglück kam, mußte er die Schuld haben. So machen es die törichten Menschen! Wenn sie sich das ganze Jahr nicht um ihren Gott bekümmert haben und sie geraten in eine Noth hinein, dann soll er gut genug sein und ihnen heraushelfen; und tut er's nicht, so machen sie ihm Vorwürfe. Auch die Tante von Berlin, welche sonst sogar auf den Nachtwächter ein größeres Vertrauen setzte als auf Gott, stimmte mit in diese Klagen ein und war froh, ihrem Unwillen auf diese Weise Luft machen zu können; denn sie mußte natürlich die lebhafteste Theilnahme heucheln, während sie doch jenem alten Sprüchlein: 'Es ist besser im Klagehause als im Hause der Freuden' — todselnd war. Die Traurigkeit der Welt wirkt den Tod.

Indessen vernarbte auch diese Wunde und der vormalige Frohsinn kehrte im Hause wieder ein. Die liebende Aufmerksamkeit der Eltern wandte sich nun um so mehr den beiden übrigen Kindern zu; aber freilich nicht auf eine verständige und christliche Weise. Man überhäufte sie mit Zärtlichkeit; man wagte nicht, ihnen etwas abzuschlagen oder sie anders als mit Worten zu bestrafen. In einzelnen, seltenen Fällen,

wo ein sehr zartes Gefühl schon einen unfreundlichen Blick tief und schmerzlich empfindet, kann man etwa mit solchen Mitteln ausreichen; aber die meisten Kinder haben den Stab der Zucht eben so nötig als ein wandernder Greis den Wanderstab. Milchen und Markus waren gutmütige Kinder; und hätte man auf dem guten Grund fortgebaut, den Anna in ihren Herzen gelegt hatte, so wäre ein erfreuliches Gedeihen zu hoffen gewesen. Allein Milchen hatte eine Anlage zur Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, und diese wurde durch die verkehrte Erziehung täglich genährt; Markus hatte ein sehr lebhaftes Temperament, dem die weichliche Zucht der Eltern keinen Zügel anlegte, so daß es bald in Wildheit und Ungebundenheit ausartete. In den ersten Jahren machte beides den Eltern Freude, solange es sich noch in dem naiven Tone der Kindlichkeit äußerte; später aber, als bei Milchen eine gereizte Empfindlichkeit, bei Markus störriger Eigensinn dazu kam, fingen die Eltern an zu merken, daß man mit dem zärtlichen, weichlichen Wesen nichts ausrichte, sondern auch Ernst anwenden müsse. Doch kam ihnen dies nicht zum klaren Bewußtsein; und anstatt zu überlegen, wie und wo dieser Ernst einzutreten habe und dann den rechten Weg ruhig zu verfolgen, folgten sie der Empfindung des Augenblicks, ließen sich hin und wieder durch den Unwillen zu unfreundlicher Behandlung und harter Züchtigung hinreißen, und schafften dadurch nichts Gutes. Entfremdung und Erbitterung der Gemüther war die Frucht eines solchen Benehmens, namentlich bei Markus; und anstatt zur Besserung, wurde er dadurch zu einem versteckten und heimlichen Wesen verleitet. Kamen seine verheimlichten Streiche dennoch ans Licht, so war die Züchtigung nur um so strenger, und so wuchs bei ihm das störrige Wesen und

die Unredlichkeit von Tag zu Tage. Den Eltern fiel es nicht ein, daß sie selber den ersten Fehler gemacht hatten; sie zürnten daher nicht über sich, sondern über den Knaben; die Liebe zu ihm verschwand nach und nach, soweit dies in Elternherzen möglich ist, weil sie nur auf sinnliche Empfindungen gegründet war, und ein mißliebiges, unzufriedenes Wesen störte das sonst so freundlich aussehende Verhältnis. Markus, der von früher Kindheit an gewohnt war, seinen eigenen Willen zu haben und ihn unter allen Umständen durchzusetzen, sah sich nun Fesseln angelegt, die er nicht dulden wollte; das Bäumlein war schon krumm gewachsen, als man es an einen Pfahl band, um es gerade zu ziehen. Die guten Eindrücke von der Pflegezeit der guten Anna her waren längst verschwunden, weil die nachherige Umgebung sie nicht nährte, sondern ihnen eher entgegenarbeitete; und das einzige Sinnen und Dichten des Knaben ging nur darauf hin, sich möglichst unabhängig zu machen, die Bande des Gehorsams, wenigstens so oft er sich unbemerkt glaubte, abzustreifen und seinen Gelüsten nachzugehen. In der Schule zwar lernte er leicht und fleißig, weil er mit trefflichen Anlagen ausgerüstet war; und wozu andere Schüler drei Stunden bedurften, das brachte er in einer besser zu stande; aber außerhalb der Schulzeit wollte er dann auch volle Freiheit haben, spazierenreiten, auf dem Flusse fahren, Bäume erklettern, auf Gartenzäunen gehen, lebensgefährliche Sprünge machen, kurz er war ein Waghals der ersten Klasse und konnte mit jedem jungen Indianer wetteifern. Seine Eltern aber wollten das alles nicht leiden, theils weil es gegen den Anstand war, den sie aufs strengste beobachteten, theils weil es sie in beständige Angst um das Leben ihres noch einzigen

Sohnes verfehte. Da nun in dem Herzen des Knaben durchaus kein christlicher Halt war, um sich gegen die Anläufe Versuchlicher Gedanken und Wünsche zu stemmen, so überließ er sich denselben ohne Widerstand. Die Liebe zu den Eltern war erkaltet; der Hang nach Unabhängigkeit wurde immer stärker; an reifer Überlegung fehlte es noch; und so entwickelte sich in seinem Innern immer deutlicher der Gedanke, er wolle sich aus dem Vaterhause entfernen. Es fehlte nur noch an einer Gelegenheit, und diese bleibt nie aus, wenn einmal die Lust zur Sünde reif ist, und wenn man nicht mehr, oder nicht mehr mit aufrichtigem Ernst, betet: „Führe uns nicht in die Versuchung!“

4.

Vierzehn Jahre alt war Markus, als er den ersten Versuch machte, seinen unüberlegten Vorsatz auszuführen. Plan und Ziel hatte er dabei nicht; er wollte nur frei sein: wo wohnen und schlafen, was essen und trinken, diese und ähnliche Fragen hatte er nie wichtig gefunden. Eines Tags fuhr Herr Androws Knecht nach einem etliche Stunden entfernten Gebirgsdorf, um einen Wagen voll Holz zu holen. Markus bat um Erlaubnis, mitfahren zu dürfen; und da gerade Schulferien waren und die Eltern dachten, es sei noch besser, wenn ihn der brave Hausknecht unter der Aufsicht habe, als wenn er allein seine verwegenen Gaukeleien treibe, so wollten sie es nicht verweigern. Der Vater entließ ihn mit der nachdrücklichen Ermahnung, seiner wagehalsigen Tollkühnheit Schranken zu setzen und nicht über dieselben hinaus zu voltigieren. Markus versprach nach seiner Gewohnheit alles Gute, lachte aber in sich hinein bei dem Gedanken, daß er ja nicht den Vorsatz habe, wiederzukommen. Mit leichtem Sinn

nahm er Abschied vom elterlichen Hause, wo niemand seine Absicht ahnte; und wollte ihm der Blick auf dieses oder jenes das Herz schwer machen, so tröstete er sich mit der Möglichkeit, zurückzukehren sobald es ihm beliebe. Mein Vater, dachte er, wird froh sein, wenn sein einziger Sohn wiederkommt. Er setzte sich ganz ordentlich auf den Wagen; aber nur solange, bis sie die Stadt im Rücken hatten, dann sprang er auf die Wagenleiter und saß balancierend auf derselben, bis ihm wieder eine andere Lust kam, entweder auf einem Pferde zu sitzen oder gar zu stehen, oder eine Strecke weit dem Wagen voranzulaufen und dann mit einem plötzlichen Schwung wieder auf die Bretter des Wagens zu springen: kurz, er trieb allen möglichen Mutwillen, so daß der alte Martin, dem immer bange war, er möchte sich beschädigen, seine liebe Not mit ihm hatte. In seiner ausgelassenen Lustigkeit hatte Markus kaum so viel Gewalt über sich, um es dem alten Martin zu verschweigen, daß er jetzt frei sei und nicht mehr in seinen Kerker, wie er das Elternhaus nannte, zurückkehren wolle.

Als sie in dem Dorfe ankamen, wo das Holz geladen werden sollte, wurden sie von dem Bauer, der dem Gerichtsrat ein beträchtliches Kapital schuldig war und das Holz an Zinses Statt ablieferte, mit großer Freude empfangen. Die Bäuerin bot alles auf, um den jungen Herrn aufs beste zu bewirten. Es wurde frisches Obst herbeigebracht, denn es war Herbstzeit, Apfelsüchlein wurden gebacken, und ein junger süßer Obstwein aufgestellt. Markus ließ sich's recht behagen, verlor aber seinen Hauptzweck keinen Augenblick aus dem Gesicht; und während Martin mit dem Bauer das Holz auf den Wagen brachte, wußte er unbemerkt durch die Hintertüre des Hauses zu entkommen. Er

schlich an den Gartenzäunen hin durch einen Hohlweg in den nahen Wald und eilte dort auf einem ziemlich betretenen Fußpfad weiter. Nachdem der alte Martin sein Geschäft beendigt hatte, spannte er die Pferde wieder vor den Wagen, um die Rückfahrt anzutreten, und ging dann noch einmal ins Haus zum Abschiedstrunk. „Wo ist denn Markus hingekommen?“ fragte er die Bäuerin. Sie erwiderte, er sei soeben noch dagewesen und werde wohl hinten im Garten sein. Man suchte ihn, aber er war nicht zu finden. Martin, der seine Art und Weise schon kannte, ging nun durch die Gärten hinab, in der Hoffnung, ihn irgendwo auf einem Obstbaum anzutreffen, und rief ihn zuweilen laut beim Namen. Alles vergeblich. „Ohne den Knaben darf ich nicht nach Hause kommen,“ sagte er zu dem Bauer, stellte seine Kasse noch einmal in den Stall und machte sich mit dem Bauer auf den Weg, um den Flüchtling aufzusuchen. Nachdem sie aber unter steigender Besorgnis mehrere Stunden lang gesucht hatten und nur eben soviel Zeit übrig war, um noch vor der späten Nacht nach Hause zu kommen, mußte er sich doch entschließen, die Heimreise anzutreten. Er forderte aber vorher den Bauer dringend auf, einige Männer zu sich zu nehmen, die gut bezahlt werden würden, um die ganze Umgegend sorgfältig zu durchstreifen. Der Bauer versprach alles und hielt auch sein Versprechen gewissenhaft, aber alle Bemühung war fruchtlos. Martin kam in großer Angst nach Hause, berichtete treulich, wie es zugegangen sei, daß er ohne Markus zurückkomme, und setzte dadurch das ganze Haus in Alarm. Am folgenden Tage kam auch Botschaft von dem Bauer, daß alles Nachsuchen zu keinem Ziel geführt habe; und nun ging der Jammer in Herrn Andrews Hause aufs neue an. Die Mutter

machte dem Vater Vorwürfe, daß er den Knaben zu hart behandelte und dadurch zur Flucht veranlaßt habe; und der Vater klagte die Mutter an, sie habe früher dem Sohne zu viel nachgesehen, sonst wäre er nicht so eigenwillig und widerspenstig geworden. So kam zum Unglück auch noch der Unfriede und, wie es immer bei denen der Fall ist, die nicht auf die Hand Gottes sehen und ihr eigen Herz nicht kennen, sie erschwerten sich ihre Lage selbst durch ihre törichte Blindheit.

Indessen war Markus im Walde mehrere Stunden weit in möglichst gerader Richtung fortgegangen, bis er denken konnte, er sei nun außerhalb des Bereichs etwaiger Nachforschung. Dann fing er an, sich im Walde behaglich umzusehen, stieg auf eine Buche, denn klettern konnte er wie ein Eichhorn, und brach zum Zeitvertreib die reifen Früchte des Baumes, deren es daselbst eine Menge gab. Als er dann merkte, daß der Abend herbeikam, machte er sich wieder auf den Weg, um eine bessere Nachtherberge, als die Äste einer Buche gewähren, aufzusuchen. Nach einer halben Stunde kam er auf eine gut gebaute Straße, und da eben ein schöner Reisewagen vorbeifuhr, war er gleich entschlossen und hatte mit einem Sprung auf dem Hintersitze desselben Posto gefaßt, wo ihm ein lederner Koffer einen ziemlich bequemen Sitz gewährte. Weder die Einwohner der Kutsche noch der Bediente auf dem fliegenden Boß hatten ihn bemerkt. Nach einer Stunde, als es eben anfang, stark zu dämmern, hielt die Kutsche plötzlich vor einem schönen Landsitz, der am Saume des Waldes lag, und Markus hatte nicht mehr Zeit, sich unbemerkt zu entfernen. Er hatte gehofft, der Weg würde durch ein Dorf führen, wo er dann ungesehen absteigen und in einer Bauernhütte ein Nachtlager suchen könne, und das Landhaus hatte er nicht vorher sehen können, da

er rückwärts saß. Der Besitzer des Landhauses stieg mit seiner Familie aus dem Wagen und war sehr verwundert, einen wohlgekleideten Knaben, dessen Aussehen gute Herkunft verriet, an dieser einsamen Stelle zu erblicken. Sobald die zahlreichen Hunde des Forstmeisters, die ihn mit lautem Freudengebell und fröhlichen Sprüngen begrüßten, ein wenig beschwichtigt waren, trat er auf den Knaben zu und fragte ihn, wie er hieher komme. Markus hatte längst aufgehört über solche Fragen in Verlegenheit zu geraten; mit möglichst unbefangener Miene erzählte er, er sei der Sohn des Gerichtsrats Androw in L., habe jetzt Schulferien und wolle seine ehemalige Kindsmagd, die, wie er wußte, in der Nähe wohnte, auf einige Tage besuchen. Er habe sich im Walde verirrt, und um noch bei Tage in ein Dorf zu gelangen, habe er sich die Freiheit genommen, den hintern Sitz des Wagens zu benützen. Der Forstmeister kannte den Gerichtsrat nicht persönlich, wohl aber vom Hörensagen, und wußte, daß er ein sehr vermöglicher, angesehener Mann sei. Um so mehr fiel es ihm auf, daß er seinen Sohn so ganz allein und zu Fuß in einer fremden Gegend reisen ließ, und daß der Knabe nicht einmal ein kleines Päckchen mit etwas Wäsche u. dgl. bei sich hatte. Er konnte nicht umhin, eine Bemerkung darüber fallen zu lassen; allein Markus, der in solchen Ausflüchten schon hinlänglich bewandert war, wußte sogleich eine Fabel zu erzählen, die den Baron zufrieden stellen mußte. Sein Vater, versicherte er, habe ihn bis ins letzte Dorf in seinem Wagen führen lassen, und von dort aus erst habe er sich im Walde verirrt, weil er einen Fußweg eingeschlagen. Seinen Reisefack aber habe er in der Eile im Wagen liegen lassen. „Jedenfalls,“ sagte der Baron, „kannst du heute nicht mehr weiter kommen,

und es steht dir ein Nachtlager bei mir zu Dienst.“ — Markus nahm dies dankbar an und wußte sich durch seine lebhafteste Unterhaltung über Tisch und durch die mancherlei Kenntnisse, die er blicken ließ, bei der Familie so in Gunst zu setzen, daß ihn der Baron einlud, einige Tage bei ihm zu bleiben, zum Theil auch, weil er im stillen immer noch einiges Mißtrauen hatte, ob Markus die Reise wirklich mit Bewilligung seiner Eltern gemacht hatte. Denn so lebhaft und verständig er sich auch zu benehmen wußte, so sah er doch nicht eigentlich wie ein wohlerzogener Knabe aus; ein Zug von Wildheit und Frechheit lag in seinem Gesicht, namentlich in seinen Augen, und seine freien Manieren schienen den Verdacht, als ob er eines Ungehorsams gegen seine Eltern fähig wäre, zu rechtfertigen. Der Baron gedachte daher, bei dem Gerichtsrat eine Anfrage zu machen und den Knaben solange da zu behalten. Allein der schlaue Markus merkte etwas davon; obgleich er daher die Einladung nicht ausschlug, ersah er sich doch am folgenden Tage eine Gelegenheit, um heimlich zu entkommen; und nachdem er in dem nächsten Dorfe den Weg nach Annas Wohnort erkundigt hatte, eilte er mit möglichster Schnelligkeit demselben zu. Man könnte freilich denken, es sei unklug gewesen, gerade dieses Haus zum Zufluchtsort zu wählen: denn, wenn der Forstmeister wirklich Verdacht hatte — und schon die schnelle Flucht mußte ihn ja erwecken, — so war nichts anderes zu erwarten, als daß er ihn bei Anna aufsuchen würde, da er ihm selbst diesen Ort als Ziel seiner Reise genannt hatte. Indessen hatte Markus seine Rechnung gut gemacht, mir, wie das Sprichwort sagt, ohne den Wirt. Er dachte, das Wahrscheinlichste ist, daß man mich bei Anna aufsucht. Wenn ich nun diese überreden kann — und wie sollte sie mir's ab-

schlagen! — daß sie mich so lange versteckt und verleugnet, bis die Nachforschung vorüber ist, so bin ich dann sicher; an jedem andern Ort aber könnte ich unversehens überfallen werden. Daran kam ihm kein Gedanke, daß Anna seinen Eltern mehr zu Gefallen tun werde als ihm, oder daß sie zu gewissenhaft sein werde, um ihm zulieb eine Unwahrheit zu sagen. Wir wissen aber schon, daß Anna eine christliche Person war, und als solche durfte sie keinen andern Weg gehen als den Weg zur Wahrheit.

Als Markus in ihre Stube trat, erschrak Anna, denn sie kannte ihn wohl, weil sie von Zeit zu Zeit nach L. kam und dann auch ihre vormaligen Pflegekinder besuchte. Sie wußte somit auch im allgemeinen, daß Markus ein ungeratener Junge sei und dachte deshalb gleich, als sie ihn sah, er werde entlaufen sein. Markus war es auch alsbald geständig, er habe es in dem Zwang der elterlichen Zucht nicht mehr aushalten können und wolle nun wenigstens eine Zeitlang die Freiheit genießen. „Vor allen Dingen aber,“ sagte er, „muß ich dich bitten, mir in Haus oder Scheune einen geheimen Versteck anzuweisen, wo ich mich ein paar Tage aufhalten kann. Es werden Leute kommen und mich suchen, und ich habe jetzt noch keine Lust, wieder ins Gefängnis zurückzukehren.“ Als Anna vom Gefängnis hörte, erschrak sie noch mehr und fragte, ob er denn gestohlen oder sonst ein Verbrechen begangen habe, daß er ins Gefängnis gekommen sei. Markus lachte laut auf und erklärte ihr, daß sein elterliches Haus für ihn ein Gefängnis sei. „Was aber nun deine Bitte betrifft,“ fuhr Anna fort, „so kann ich dich zwar wohl an einem sichern Ort verstecken, aber was soll ich denn den Leuten, die nach dir fragen, für eine Antwort geben?“ — „Nun das ist einfach; du sagst

ihnen, du habest mich mit keinem Auge gesehen." —
„Also eine Lüge soll ich sagen! Das wirst du mir doch nicht zumuten wollen?" — Markus ward doch ein wenig rot bei dieser Frage, denn ob er wohl im Lügen sehr bewandert war und sich kein Gewissen daraus machte, so wußte er doch, daß die Lüge etwas Schimpfliches ist. Er nahm daher schnell eine andere Wendung: „Weißt du was? ich will mich selbst verstecken, ohne daß du siehst, wohin; dann kannst du mit Wahrheit sagen, du wissest nicht, wo ich sei." — „O Markus," erwiderte Anna, „wie weit bist du von der Wahrheit abgekommen, wenn du das für Wahrheit hältst, daß man den Leuten einen Nebel vor die Augen macht! Wie könnte ich mit Wahrheit sagen, ich wisse nicht, wo du siehst, wenn ich doch weiß, daß du in meinem Hause bist? Überdies dürfte ich dich auf keinen Fall vor meinem Manne verheimlichen; und da er der Ortsvorsteher ist, so würde er es für seine Pflicht halten, auf dergleichen Fragen die genaueste Auskunft zu geben." Markus, dessen Wahrheitsinn fast ganz abgestumpft war, konnte nicht recht begreifen, wie man so skrupulös sein könne; zugleich aber wurde ihm klar, daß sein Vorschlag schon deswegen nicht ausführbar sei, weil er ja mehrere Tage in dem Versteck zubringen und darin verhungern müßte, wenn dasselbe den Bewohnern des Hauses unbekannt wäre. Sein Entschluß war schnell gefaßt. „Wenn's so ist," sagte er, „so bleibt mir nichts anderes übrig als ohne Aufenthalt weiter zu gehen." — „Daß dir wenigstens vorher eine Erfrischung geben," sagte Anna, die ihn gern so lange hinhalten wollte, bis ihr Mann nach Hause käme; denn sie traute sich selbst nicht genug Klugheit zu, um in dieser schwierigen Angelegenheit das Rechte zu treffen. Nach einer halben Stunde erschien der Ortsvorsteher.

Er war ein verständiger Mann, hatte mehrere Jahre im Krieg als gemeiner Soldat und als Unteroffizier gedient, und hatte Kopf und Herz am rechten Fleck sitzen. Auch als Christ war er mit seiner Gattin ganz einverstanden. Nachdem er sich von Markus selbst die Lage der Sache hatte schildern lassen, sagte er: „Mir kommt's vor, das Beste wäre, wenn du es machtest wie der verlorene Sohn und wieder umkehrtest zu deinem Vater. Denke dir nur auch den Jammer deiner Eltern, die schon einmal ein Kind verloren haben und nun auch noch ihren einzigen, übrigen Sohn vermissen sollen! Hast du denn alle Liebe zu deinen Eltern verloren?“ Markus erwiderte, man habe ihn so hart und lieblos behandelt, daß er keine Liebe mehr haben könne. Der Vogt stellte ihm nun vor, daß nur diejenigen, welche die Pflicht gegen ihre Eltern erfüllen, erwarten können, es werde ihnen wohl gehen auf Erden, laut der Verheißung der heiligen Schrift, daß er somit geradezu seinem Unglück entgegenlaufe. Er versicherte ihm, ein Mensch, der noch nichts Rechtes gelernt habe, finde nirgends sein Durchkommen, und setzte hinzu: „Kehre nach Hause zurück und lerne vollends, was du noch zu lernen hast, dann wird auch die Zeit der Freiheit für dich kommen, und du wirst sie dann besser zu benutzen wissen als jetzt; es ist dem Manne gut, daß er sein Joch trage in seiner Jugend.“ Anna fing nun auch an, ihn an so manche schöne Sprüche und Liederverse zu erinnern, die sie ihn in seiner Kindheit gelehrt hatte; denn es war ihr ein schmerzlicher Gedanke, daß alle guten Eindrücke im Herzen des Knaben so ganz erloschen sein sollten. Aber es war, wie wenn man einen gemalten Soldaten zum Schießen kommandieren wollte: Markus hatte kein Ohr für dergleichen Vorstellungen, und sein einziger Gedanke war

Unabhängigkeit und ungebundenes Leben. „Wenn ihr,“ sagte er endlich, „mir nicht dazu behilflich sein wollet, in die Freiheit zu kommen, so muß ich mir eben selber helfen und meinen Weg weiter suchen bis dahin, wo mich meine Verfolger nicht mehr erreichen können.“ — „Meinst du denn, du könntest der Hand Gottes entriemen?“ erwiderte Anna, „glaube das ja nicht; sie wird dich überall zu finden wissen!“ — Der Vogt aber nahm eine ernste Miene an und versetzte: „Es mag wohl dein Vorsatz sein, deine törichten Pläne weiter zu verfolgen; ich aber halte es für meine Pflicht, dich nicht weiter ziehen zu lassen, sondern dich freiwillig oder unfreiwillig in die Hände deiner Eltern zurückzuliefern.“ Als Markus das hörte, machte er große Augen und fing nun an, sich aufs Bitten zu legen, und als das nichts half, aufs Weinen; allein der Vogt, als ein alter Soldat, ließ sich durch dergleichen nicht irre machen, so wenig als ein General, der mit seinem Heer über ein Ackerfeld zieht, durch die Bitten eines Kindes, ihm seinen kleinen Blumenstolz nicht zu verderben. Sobald der Knabe sah, daß all sein Bitten fruchtlos sei, wurde er trotzig und redete kein Wort mehr. Auch das bekümmerte den Vogt nicht. Er ließ einen Mann aus der Gemeinde kommen, der auch ehemals Soldat gewesen, und sagte ihm: „Niklas, den jungen Menschen eskortierst du nach L. und bürgst mir für ihn, daß er dir nicht entspringt. Sonst aber behandle ihn freundlich und wenn er nicht mehr gehen kann, so miete ein Fuhrwerk. Hier hast du Geld für deine Auslagen unterwegs; deinen Taglohn wird dir der Gerichtsrath Androm in L. auszahlen. Du gibst ihm diesen Brief ab und mußt spätestens morgen mittag dort eintreffen.“ — „Wenn ich aber nicht gehe,“ sagte Markus mürrisch. „Dann nimmt dich Niklas auf den

Rücken und trägt dich," erwiderte der Bogt. Markus sah nun wohl, daß alle Weigerung doch nichts ausrichten würde, und machte sich mit seinem Führer auf den Weg, nachdem er vorher noch ein Mittagessen zu sich genommen und sich sehr trocken von Anna und ihrem Manne verabschiedet hatte. Einige Stunden lang ging er schweigend neben Niklas her, obgleich dieser ihn immer durch freundliches Gespräch zu unterhalten suchte. Er brütete im stillen über einen neuen Plan zur Flucht; aber Niklas hatte scharfe Augen und ließ ihn nicht von der Seite. Endlich hörte Markus einen Postwagen hinter sich herkommen, und augenblicklich hatte er auch seinen Plan fertig. "Ich bin müde," sagte er ganz zutraulich zu Niklas, "wollt Ihr nicht so gut sein, mir dort an der Schwarzdornhecke einen Stecken zu schneiden, an dem ich gehen kann, bis wir vollends ins Nachtquartier kommen." Niklas argwohnte nichts Böses und ging in den Wald hinein, um einen Stab zu schneiden, befiel aber den Knaben, der sich an den Rain gesetzt hatte, fortwährend im Auge. Indessen kam der Postwagen mit vier Pferden bespannt rasch heran, und mit einem Sprung hatte der gewandte Markus sich hinten aufgesetzt. Sobald Niklas dies bemerkte, fing er an zu schreien; aber der Wagen fuhr auf dem abhängigen Wege so schnell und rasselnd dahin, daß man weder sein Schreien hörte, noch er selbst hoffen konnte, ihn so leicht einzuholen. Indessen machte er sich ans Laufen; als aber Markus dies wahrnahm, sprang er, sobald sich der Weg um eine Ecke drehte, daß er seinem Verfolger aus dem Gesicht war, vom Wagen herab und husch in den Wald hinein, wo er sogleich auf eine hohe Buche kletterte, die ihn mit ihrem Laubwerk hinlänglich verbarg. Dort blieb er sitzen, bis er den ermüdeten Niklas, der endlich ge-

merkt hatte, daß der Vogel weitergeflogen sei, verzweifelnd auf dem vorigen Wege zurückkehren gesehen hatte. Dann stieg er wieder herab und ging auf dem Wege, den der Postwagen eingeschlagen hatte, langsam weiter.

5.

Nun fragt sich's, wohin? Markus war in der Gegend ganz unbekannt; Geld hatte er außer wenigen Groschen nicht bei sich, und in jedem Ort, wo er hinkam, mußte er fürchten, durch die Bemühungen des Forstmeisters bereits signalisiert zu sein. Es war unterdessen Abend geworden und ein Herbstnebel hatte sich über den Wald gelagert. Bald zeigte sich ein schmaler, schlechter Fahrweg, der rechts durch den Wald abführte, und Markus hielt es für sicherer, diesem zu folgen, da er ihn vielleicht zu einer einzelnen Wohnung bringen werde. Nicht lange, so sah er durch den Nebel eine Helle, rot wie Feuer, und kurz darauf stand er vor einem brennenden Kohlenmeiler, in dessen Nähe eine armselige Hütte sich zeigte. Der Kohlenbrenner war eben im Begriff, seine Abendmahlzeit zu verzehren, die ihm sein Weib gebracht hatte; und beide waren erstaunt, einen wohlgekleideten Knaben in ihre Einsamkeit eintreten zu sehen. Markus hatte unterwegs schon eine Geschichte fabriziert, die er den Leuten erzählte, und bat nun um ein Nachtlager. Aber der Kohlenbrenner sagte: „In meiner kleinen Hütte ist kein Platz für einen solchen jungen Herrn aus der Stadt; will er jedoch mit meinem Weib hinuntergehen ins Dörflein, so wird sich dort schon ein Nachtlager finden.“ Markus wäre lieber in der einsamen Hütte geblieben; er fürchtete sich, unter Menschen zu kommen und hielt, weil er kein gutes Gewissen hatte, jeden für einen Verräther. Aber

er konnte doch den Kohlenbrenner nicht zwingen, ihn zu behalten, und sehr einladend sah auch die rauchige Hütte nicht aus. Er folgte also dem Weibe ins Dörfchen hinab, das in einem stillen Talwinkel lag. Eben war's Nacht geworden. Als sie an dem kleinen Wirthshaus vorübergingen, kamen gerade etliche Jäger heraus, die den Tag auf der Jagd zugebracht und noch einen Schluck zu sich genommen hatten, aber jetzt im Begriff waren, nach Hause zu gehen. Einige Bauern mit Fackeln standen bereit, sie zu begleiten. Markus hätte sich gern versteckt, aber das war in der Helle, welche die Fackeln verbreiteten, nicht möglich. Einer der Jäger kam auf ihn zu und rief: „Hoho, da ist ja unser kleiner Flüchtling!“ Es war kein anderer als der Forstmeister selbst, dessen Landgut nur eine Stunde von da entfernt war, und der mit einigen seiner Gäste auf den Bergen gejagt hatte. Markus erschraf natürlich bei diesen Worten und bei diesem Anblick und war nicht gleich gefaßt, was er nun für eine Entschuldigung vorbringen solle. Der Baron aber wartete auch nicht darauf, sondern sagte nur kurz und befehlend: „Du kommst jetzt mit mir!“ und zu seinem Bedienten sagte er: „Du, Konrad, nimmst ihn vor dich aufs Pferd und läßt ihn nicht aus den Augen.“ So ritten sie im Fackelscheine fort; die Kohlenbrennerin aber wunderte sich sehr, daß sie ihren jungen Gast so schnell verloren hatte.

Der Empfang auf dem Landhaus des Forstmeisters war freilich diesmal nicht so freundlich wie am Abend zuvor, alle schauten den Knaben mit mißtrauischen Blicken an: doch durfte er wieder an der Tafel mit-speisen, war aber natürlich weniger gesprächig und schämte sich. Über seine Flucht wurde nicht ein Wort gesprochen. Erst den andern Morgen nahm ihn der

Baron mit sich in den Garten und forderte ihn mit herzgewinnender Freundlichkeit auf, ihm zu sagen, warum er seinen Eltern entlaufen sei. Markus hatte keine Ursache mehr, etwas zu verheimlichen, und erzählte offen seine ganze Geschichte, verschwieg aber freilich die Fehler, die er selbst gemacht und durch die er sich den Unwillen seiner Eltern zugezogen hatte. Der Baron merkte wohl, daß die gegenseitige Liebe zwischen Markus und seinen Eltern sehr gestört, und daß durch bloßes Zurücksenden des Knaben nicht geholfen sei; er dachte aber, vielleicht würde es auf beiden Seiten wohlthätig wirken, wenn sie einige Zeit getrennt blieben. Er machte deswegen dem Knaben den Vorschlag, ob er nicht über den Winter bei ihm bleiben wolle. „Wir haben uns vorgenommen,“ sagte er, „diesmal auch den Winter auf unserem Landgut zu verleben, und du könntest mit meinen Knaben bei ihrem Hofmeister lernen; die schulfreie Zeit aber, wenn es die Witterung erlaubt, im Freien mit Schlittschuhlaufen, Schlittensfahren und dergleichen Winterbelustigungen zubringen, zuweilen auch mit mir auf die Jagd gehen.“ Dieser Vorschlag kam dem Wildfang sehr erwünscht, und er äußerte nur noch Zweifel, ob auch seine Eltern ihre Einwilligung geben würden. „Dafür laß du mich sorgen,“ sagte der Baron und schrieb alsbald dem Gerichtsrat einen ausführlichen Brief, worin er die bisherigen Irrfahrten des Knaben schilderte und seinen Vorschlag aufs Einladendste mit den überzeugendsten Gründen auseinanderlegte. Der Gerichtsrat war froh, nur wieder Nachricht von seinem verlorenen Sohn zu bekommen; und da er für seine eigene Person daran verzweifelte, den zügellosen Jungen in Ordnung zu bringen, so wollte er gern den Versuch machen, ob es einem Fremden vielleicht besser gelingen würde. Er nahm also das gütige Anerbieten

mit dem verbindlichsten Danke an und versprach dem Baron alle möglichen Gegendienste. Man schickte dem jungen Abenteuerer Kleider, Bücher und was er sonst bedurfte, und schrieb ihm die dringendsten Ermahnungen, er möchte doch in der neuen Stellung seinen Eltern nicht abermals Schande machen.

Markus begann seine neue Laufbahn mit lauter guten Vorsätzen; es ging ihm aber damit ungefähr wie jenen Indianern, die jenseits des Flusses so schöne Kieselsteine antreffen, wie es daheim bei ihnen keine gibt, die sich deswegen alle Säcke mit den schönen Kieselsteinen füllen, aber dann doch nach und nach die Last zu schwer finden und einen ihrer Steine um den andern wegwerfen, bis sie endlich leer nach Hause kommen. Im Anfang führte er sich noch wohl zur Zufriedenheit auf, und namentlich der Hofmeister war sehr mit ihm zufrieden, weil er so leicht und schnell lernte und keines seiner Pensin schuldig blieb; aber nach und nach kamen doch allerlei Klagen über sein Benehmen außerhalb der Schulstunden. Bald ging er ohne Erlaubnis in den Stall, bestieg ein Reitpferd und tummelte es draußen im Freien stundenlang umher, so daß es ganz schraubend und mit Schweiß bedeckt wieder nach Hause kam. Bald überschüttete er mutwilligerweise seine beiden Mitschüler mit ganzen Haufen Schnee. War man auf einer Schlittensfahrt, so konnte es ihm plötzlich einfallen, vom Schlitten herabzuspringen, wie der Harlekin einer Seiltänzerbande, eine Strecke weit neben dem Pferde herzulaufen und sich dann pfeilschnell auf dasselbe hinaufzuschwingen, wobei die Frau Forstmeisterin oft die größte Angst auszustehen hatte, denn sie befürchtete nicht bloß für Markus selber Gefahr, sondern besorgte auch, ihre eigenen Knaben möchten von diesem wilden Wesen angesteckt werden.

Zum Glück waren diese ziemlich phlegmatischer Natur, so daß sie sich nicht leicht überreden ließen, an seinen tollen Wagemüthen Anteil zu nehmen. Um so mehr waren sie aber seiner spöttischen Laune ausgesetzt; und wenn ihm ein lustiger Streich in den Sinn kam, konnte er seinen unbändigen Mutwillen niemals unterdrücken, wenn es auch auf eine kleine Mißhandlung der beiden Knaben hinauslief, die ihm weder an Körperstärke noch an Mut gewachsen waren. Nur dann, wenn der Baron selbst um ihn war, nahm er sich zusammen, denn diesen fürchtete er. Nicht als ob derselbe ihn streng behandelt oder gar gezüchtigt hätte, denn er besorgte, in diesem Falle würde Markus wieder entlaufen und in der strengen Winterkälte Schaden nehmen; aber so oft Markus eine Ungezogenheit sich hatte zu Schulden kommen lassen, nahm ihn der Baron allein und redete mit ernster, wehmüthiger Milde ihm ans Herz; und dagegen war Markus nicht unempfindlich und versprach jedesmal Besserung. Aber woher sollte die Kraft dazu kommen?

Die Frau Forstmeisterin hatte es längst bereut, den wilden Markus ins Haus genommen zu haben, denn sie schwebte in beständiger Angst um ihre Kinder, denen er allerlei Schabernack antat; ihr Gemahl aber hatte noch eine gute Hoffnung von dem Knaben, weil er doch sah, daß er gegen freundliche Vorstellungen nicht ganz unempfindlich und somit sein Herz noch nicht völlig verhärtet war. Endlich aber ereignete sich doch etwas, worüber auch er nicht so leicht hinwegkommen konnte. Der Winter war sehr streng gewesen, die Schlittenbahn hatte monatelang gehalten und das Eis der Flüsse ebenso lange. Für die jungen Schlittschuhläufer war dies sehr erwünscht. Die meisten Freistunden brachten sie auf dem großen Teich zu, der

sich in dem geräumigen Garten befand; und Markus war natürlich auch da immer der Boman, der den Ton angab. In den ersten Tagen des März trat Tauwetter ein, und die Knaben wollten nun noch jede Stunde benützen, so lange das Eis hielt. Die Baronin empfahl ihnen die größte Vorsicht, und Markus beruhigte sie immer wieder mit der Versicherung, daß er jedesmal vorher allein aufs Eis gehe, um dessen Stärke zu versuchen; wenn es dann auch mit ihm einbreche, so habe das nichts zu sagen, da er gut schwimmen könne. Dennoch konnte sich Markus nicht enthalten, als er an einer Seite des Teichs eine dünne Stelle wahrnahm, sich mit seinen Kameraden einen Spaß zu machen. Da sie gewöhnlich hinter ihm drein fuhrten, so lief er gerade auf die brüchige Stelle los, bog aber, ehe er sie ganz erreicht hatte, plötzlich links um, und Rudolf, der jüngere der beiden Knaben, der hinter ihm kam, konnte nicht schnell genug dieselbe ausweichende Bewegung machen, sondern brach ein. Eduard, der zuletzt fuhr, hatte noch zeitig genug die Biegung wahrgenommen. Das war's, worauf Markus in seinem Mutwillen gerechnet hatte; nicht als wäre es ihm darum zu tun gewesen, dem Knaben einen Schaden zuzufügen — dazu war er nicht böshaft genug, sondern er wollte sich bloß an dem unschädlichen Schrecken Rudolfs ergötzen, zog ihn daher gleich wieder aus dem Wasser heraus. Der Schrecken und die Erkältung waren aber doch so heftig gewesen, daß der Knabe, als man ihn zu Bette gelegt hatte, ein Fieber bekam und anfang zu phantasieren. Der böshafte Streich wäre an und für sich zu verzeihen gewesen, aber wenn Markus nur nicht gelogen hätte! Er behauptete, er habe selbst erst mitten im Schuß gemerkt, daß er an eine gefährliche Stelle komme, und kaum noch Zeit

gehabt, auszubiegen; die andern aber zu warnen, dazu sei es zu spät gewesen. Der Baron glaubte ihm; seine Gemahlin aber bestand darauf, es sei eine absichtliche Bosheit von Markus gewesen, was dieser beharrlich ableugnete. Indessen merkte er wohl, daß man ihn nach diesem Vorfall nicht mehr länger im Hause dulden werde; und um nicht zu seinen Eltern zurückgeschickt zu werden, mußte er nun wieder auf einen neuen Ausweg denken. Zwar hatte der Baron richtig gerechnet; durch die längere Trennung von dem Vaterhause war doch ein gewisses Heimweh nach demselben in ihm erwacht und auch bei seinen Eltern hatte sich die vorige Entfremdung verloren, besonders da doch im ganzen keine schlimmen Nachrichten über ihren Sohn einliefen; aber wie konnte Markus nach einem solchen Vorfall, der alles Bisherige wieder entkräftete, es wagen, als ein nicht im Frieden Entlassener, sondern schmähslich Weggeschickter, den Seinigen wieder vors Gesicht zu kommen!

6.

Markus brauchte weniger Zeit dazu als ein anderer, einen Plan zur Flucht auszufinnen und sich zu einem solchen Schritt zu entschließen, denn der Gedanke war ihm geläufig genug. Diesmal wollte er sich aber besser vorsehen. Er packte einige Wäsche und ein paar Beinkleider in seinen lederen Büchersack, legte darum, weil er aus Erfahrung wußte, daß so ein vertwegener Kletterer wie er an einem zweiten Paare nichts Überflüssiges bei sich trage. Geld hatte er zwar nicht, — wozu hätte er auch auf dem einsamen Landstiß dessen bedurft! — aber er besaß eine kleine goldene Uhr, die er von seinem Großvater geerbt hatte, und diese wollte er im Nothfall verkaufen. Die Gegend hatte er nun seitdem auch näher kennen gelernt und

hoffte, in dem benachbarten Fürstenthum vor der Verfolgung sicher zu sein. Während nun die Familie noch um den Kranken beschäftigt, die Dienerschaft aber an ihrer Arbeit war, schlich er sich durch die Hintertüre des Hauses mit seinem Reisefack in den Garten, wo ihn eine altmodische Läruswand vor dem Gesehenwerden schützte, bis er weit genug entfernt war, um durch die obere Gartentüre in den nahegelegenen Wald zu kommen. Da er sich denken konnte, daß seine Flucht nicht lange werde verborgen bleiben können, so beeilte er sich, um bald die Grenze hinter sich zu haben, und lief ohne Aufenthalt fort bis an den Abend. Er ging immer in gerader Richtung vorwärts über Stoc und Stein, durch Schnee und Wasser, über Äcker und Wiesen. Kein Zaun und kein Graben hinderte ihn; er konnte springen und klettern trotz dem besten Turner, obgleich er nicht förmlich Turnen gelernt hatte. Eben brach die Nacht herein, als er das erste Dorf des benachbarten Ländchens erreicht hatte und sich nach einem Nachtlager umsah.

Einige Stunden nach seiner Entfernung fragte der Baron nach ihm, um allein und vertraulich über die letzte Geschichte mit ihm zu reden. Man suchte den Knaben im ganzen Hause, aber er war nirgends zu finden. Der Baron vermutete alsbald, er werde entronnen sein. Man untersuchte sein Zimmer; es zeigte sich, daß der Bücherfack fehlte. Im Garten fand man in dem nassen Schnee seine Fußspuren, und verfolgte sie bis in den Wald, wo der Schnee noch dichter lag. Aber jenseits des Waldes führten die Fußstapfen auf eine Wiese, wo die Sonne den Schnee bereits weggeschmolzen hatte. Da konnte man ihnen nicht weiter folgen. Indessen schickte der Baron doch einen Reitenden nach dem in dieser Richtung am nächsten

liegenden Dörfe, um nach dem Knaben forschen zu lassen. Man hatte ihn dort nicht gesehen, denn er vermied sorgfältig alle Dörfer, bis er außer Landes war. Am folgenden Tage ließ sich der Baron auch bei Anna erkundigen, ob sie den Knaben nicht gesehen habe; vergeblich. Nun wußte er weiter nichts in der Sache zu thun, schickte aber sogleich einen Eilboten an den Gerichtsrat und meldete ihm in einem Brief den ganzen Vorgang. Die Baronin betrachtete die Flucht als einen Beweis, daß sie richtig geurteilt habe, und ihr Gemahl mußte ihr einigermaßen Recht geben; doch gab er seine bessere Meinung noch nicht völlig auf.

Markus hatte in einem kleinen Wirtshause ein Unterkommen gefunden, ließ sich eine Suppe geben und legte sich dann zu Bette. Am andern Morgen ging er ohne Frühstück weiter; denn er wollte die wenigen Groschen, die er hatte, möglichst sparen, um nicht so bald zum Verkauf seiner Uhr genötigt zu sein, von der er sich doch ungern trennte. Er ging auf die Hauptstadt des kleinen Landes zu, ohne selbst zu wissen, warum, denn ein festes Ziel hatte er ja bei seiner Wanderung nicht. Es wurde Nacht, bis er die Stadt erreichte, und zwar eine finstere Nacht, da der Himmel mit dicken Wolken überzogen war und der Mond erst später aufging. Er hatte einen Fußweg eingeschlagen, der über einen Hügel führte und eine gute Viertelstunde näher war, wie ihm die Leute sagten. Als er aber auf der andern Seite den Hügel hinunterging und schon in der Ferne die Lichter der Stadt wahrnehmen konnte, kam er aus dem Fußweg, den man nicht mehr sehen konnte, hinaus und verirrte sich rechts in ein Kartoffelfeld, das an der steilen Hügelwand angelegt war. Er merkte wohl, daß er nicht mehr im Weg sei; aber wenige Schritte vor sich

glaubte er die Landstraße zu sehen und ging deswegen guten Muths vorwärts. Plötzlich ging's tief hinunter, und auf einmal lag er auf dem Boden. Er war über eine acht Fuß hohe Mauer hinuntergefallen, die neben der Straße herlief, und hatte die Staffeln verfehlt, in welche der Fußweg sich endigte. Sein erster Gedanke war, ob er wohl etwas gebrochen oder verletzt habe. Er stand auf und merkte, daß er gerade auf den rechten Fuß gestürzt war und denselben verstaucht hatte. Als er aber versuchte zu gehen, konnte er noch fortkommen und schleppte sich ziemlich erträglich, obwohl unter fühlbarem Schmerz, vollends in die Stadt. Das nächste Wirtshaus, ob ersten oder letzten Ranges, war ihm gut genug. Er ließ sich eine Suppe geben, erzählte sein Abenteuer und knüpfte daran irgend eine Fabel von einem Onkel in einer benachbarten Stadt, den er besuchen wolle. Als er aber nach dem ihm angewiesenen Schlafzimmer gehen wollte, konnte er nicht mehr auf den verletzten Fuß treten und mußte sich auf den Kellner stützen, der ihm den Weg zeigte. Am folgenden Morgen war der Fuß geschwollen, und Markus war nicht imstande, auch nur einen Schritt weit allein zu gehen. Er ließ einen Wundarzt kommen, der den Fuß untersuchte, und erhielt die Auskunft, es sei eine leichte Kontusion, die sich bald heben werde, doch dürfe er es acht Tage lang nicht wagen, zu Fuß weiter zu gehen. Er verordnete ihm etwas zum einreiben, das er Opodeldod nannte, und überließ ihn dann seinen Gedanken und seiner Langeweile.

Acht Tage bei gesundem Leib, ohne Schmerzen, außer wenn man den Fuß ungeschickt gelegt hatte, im Bette zubringen zu müssen, ohne alle Tätigkeit, ohne andere Gesellschaft als Hübners Zeitungslexikon,

einige alte Kalender und ein noch älteres Gebetbuch, das hätte Markus, wenn man ihm vorher davon gesagt hätte, für etwas Unerträgliches gehalten; und doch gingen diese acht Tage auch herum und zwar auf eine sehr leidliche Weise. An den Zeitvertreib, welcher zu gleicher Zeit der peinlichste und der gesegnetste ist, dachte Markus freilich nicht. Wie schöne Zeit hätte er gehabt, seine ganze bisherige Laufbahn in Gedanken noch einmal zu durchmessen, seine Sündentage schwarz zu bezeichnen und aus diesen schwarzen Tagen gleichsam einen Rosenkranz zu machen, bei dem jede Perle, die durch die Finger gleitet, aufs neue zur Bitte um Sündenvergebung auffordert. Mit andern Worten: wenn Markus seine müßigen Stunden dazu angewendet hätte, sich an seine vielen Vergehungen zu erinnern, und Gott um Verzeihung derselben und um ein neues Herz zu bitten, wie gewinnreich hätte der Fall von der Mauer für ihn werden können; und wie sehr hätte ich's ihm gönnen mögen, daß ihm die Kontusion des Fußes aus der Konfusion des Herzens herausgeholfen hätte! Unter dem Vorwand, auf der Post nachsehen zu wollen, ob kein Brief für ihn von seinen Eltern angekommen sei, machte er seinen ersten Ausgang und suchte einen Uhrmacher auf, um seine Uhr zu verkaufen. Dann wollte er die Rechnung des Wirts bezahlen und mit dem Rest des erlösten Geldes seine Reise weiter fortsetzen. Auf seinem Bette hatte er nämlich den Plan entworfen, eine Seestadt aufzusuchen und sich auf ein Schiff als Schiffsjunge zu verdingen. Einen so gewandten Kletterer, der ohne Schwindel auf den höchsten Raaen umhertanzen könne, werde jeder Kapitän als eine gute Erwerbung betrachten, meinte er. Der Uhrmacher war bald gefunden: ein deutlich geschriebenes Schild mit zwei ge-

malten Uhren auf beiden Seiten zeigte den Brutofen an, in welchem die Nürnberger Eier ausgebrütet wurden wie die Hühnereier in den ägyptischen Öfen, doch mit Unterschied. Markus trat ein, zog seine Uhr heraus, erzählte irgend eine rührende Geschichte und fragte den Uhrmacher, wieviel er dafür bezahle. Es war ein gutes altes Werk, das in Rubinen lief, und das goldene Gehäuse war ziemlich stark; der Uhrmacher bot aber nur drei Louisd'or. Markus aber hatte nie viel Wert auf Geld gelegt; er kannte auch den Wert der Uhr nicht, mit drei Louisd'or, dachte er, könne er seine Schuld bezahlen und noch etwas für die Weiterreise übrig behalten; und so wurde er alsbald handels-eins. Er strich sein Geld ein, ging in das Wirtshaus zurück, packte seine Sachen zusammen und wollte nun langsam weiterziehen, so gut es sein immer noch schwacher Fuß erlaubte. Gerade war er im Begriff, sich vom Wirt zu verabschieden, als ein Polizeisoldat ins Zimmer trat und ihn aufforderte, mit ihm zum Polizeidirektor zu kommen. Ein wenig erschraf er doch, so frech er sich sonst auch hinstellen konnte; doch hoffte er, es sei ein Mißverständnis, hatte er ja doch niemandem in dieser Stadt seinen wahren Namen gesagt, was ihm unterwegs zu seinem großen Troste einfiel.

Daß das aber ein eitler Trost war, werdet ihr nun gleich sehen. Dem Uhrmacher nämlich war es gleich verdächtig vorgekommen, daß so ein junger Mensch eine goldene Uhr solle zu verkaufen haben; und obgleich seine Kleidung von Wohlstand zeugte, so war es doch noch überdies auffallend, das er die Uhr so unweigerlich zu dem niedern Preise verkaufte. Sobald daher Markus weggegangen war, machte sich der Uhrmacher auf den Weg zu dem Polizeidirektor, brachte ihm die Uhr und berichtete ihm den ganzen

Vorfall. Dieser hörte aufmerksam zu, stand auf, ging an sein Stehpult und nahm die dort liegende Zeitung, in welcher unter anderm folgendes stand:

„Alle in- und ausländischen Zivil- und Militärbehörden werden geziemend ersucht, auf den vierzehnjährigen Sohn des Gerichtsrats Androw dahier, der von dem Landgut des Forstmeisters Barons von F. entlaufen ist, fahnden zu lassen und ihn, falls er betroffen wird, gegen vollständigen Ersatz aller Unkosten wohlverwahrt anher zu liefern.“

L. den 7. März

Das Landgericht:

Unten stand ein Signalement, das nach der Versicherung des Uhrmachers mit dem Aussehen des Knaben völlig zusammentraf. Und nun säumte der Polizeidirektor keinen Augenblick, einen seiner Beamten in das Gasthaus zu schicken, wo Markus, wie er schon wußte (der Chirurg hatte es ihm erzählt), Wohnung genommen hatte.

Sobald Markus ins Zimmer trat, überzeugte sich der Polizeidirektor auf den ersten Blick, daß er den in der Zeitung bezeichneten Vermissten vor sich habe. Er redete ihn daher gleich als Markus Androw an, gab ihm den Steckbrief in der Zeitung zu lesen und ersparte ihm damit alle Ausflüchte und unwahren Angaben. Jetzt war nichts mehr übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen. Der Polizeidirektor gab ihm seine Uhr zurück, da er schon wissen konnte, daß die drei Louisd'or dem Uhrmacher unfehlbar erstattet werden würden, und ließ ihn bis zum andern Morgen auf die Wachtube führen. Am folgenden Tage übergab er ihn dem Kondukteur (Schirrmeister) des Postwagens,

der nach L. fuhr, und empfahl ihm, den Knaben unter genauer Aufsicht zu behalten und ihn in L. dem Gerichtsrat Androw persönlich zu überliefern. Für diesen gab er ihm noch ein Schreiben mit, worin der ganze Verlauf der Geschichte beschrieben war.

Wie sehr Markus sich über die Aussicht, schon am Abend desselben Tages im elterlichen Hause wieder einzutreffen, gefreut haben möge, könnet ihr euch denken. Es war ihm ungefähr zu Mute wie einem Rekruten, der das Vaterhaus verläßt, um in die Garnison zum Exercieren einzurücken. Städte und Dörfer flogen an ihm vorbei, und er, der so flüchtig und lebhaft war, saß in seinem Wagen, als hätte er Blei in den Füßen. Endlich stiegen die Thürme der Vaterstadt am Horizont auf, kamen immer näher, wuchsen immer höher und kamen ihm vor wie die Spitze einer Pyramide, unter der er begraben werden sollte. Es war ihm bange vor dem Zorn seines Vaters, vor den bitteren Vorwürfen seiner Mutter. Als er aber von seinen Eltern, die sich die Sache vorher klüglich überlegt hatten, so freundlich empfangen wurde, als ob nichts vorgefallen wäre; als man aller seiner Irrwege auch nicht mit einem Worte erwähnte und auch in den folgenden Tagen die gefürchtete Reserve von Strafmaßregeln nicht eintraf, ließ er allmählich seine Furcht fahren und fing an, sich des Aufenthalts in der Heimat wieder zu freuen. Seine Schwester, welche viel Anlaß zu Streitigkeiten und Mißverhältnissen gegeben hatte, war in einer Erziehungsanstalt in der Hauptstadt, und es wurde ihm dadurch viel leichter, wenigstens anfangs die Zufriedenheit seiner Eltern sich zu erhalten. Aber freilich lehrt die Erfahrung, daß in der Regel, wenn die Sonne des Lebens höher steigt, die Schatten nicht kürzer werden, sondern länger, und daß mit dem

Menschen auch seine Fehler wachsen, wie das Unkraut mit dem Weizen, wenn niemand da ist, der es ausrottet. Die ersten Eindrücke der Freude und Dankbarkeit für die schonende und freundliche Aufnahme, die er im Vaterhaus gefunden, obwohl er sie keineswegs verdient hatte, verschwanden allmählich, und die natürliche Gestalt seines, die Zucht hassenden Herzens trat wieder stärker hervor. Obwohl nun seine Eltern durch den Rat guter Freunde geleitet, sich vorgenommen hatten, von nun an in der Behandlung ihres Sohnes mehr die Güte als die Strenge vortwalten zu lassen, so konnten sie doch den Unwillen über seine mutwilligen Streiche nicht unterdrücken, und nicht selten brach der Zorn und der Ärger wieder unverborgenen hervor. Nach kurzer Zeit war der Wagen wieder in dem alten holperigen Geleise, Markus so wild und ungebärdig wie zuvor, und seine Eltern eben so unzufrieden über ihn.

Eines Tages kam der Forstmeister nach wiederholten Einladungen zum Besuch, und im Hause des Gerichtsrats wurde alles aufgeboten, um ihm den Aufenthalt durch Ehren- und Dankbezeugungen angenehm zu machen. Auch Rudolf war mitgekommen, bei dem jenes kalte Bad zum Glück keine weiteren nachtheiligen Folgen hinterlassen hatte. Markus wurde im Scherz gefragt, ob er wieder mit auf das Landgut wolle; er versicherte aber in vollem Ernst, daß er jeden Augenblick mit Freuden dazu bereit sei. Nicht bloß hätte er gern die Freuden eines solchen Landaufenthalts auch einmal im Sommer genossen, wo sie noch vielfacher und angenehmer sein müßten, als im Winter, sondern er sehnte sich auch, aus dem ihm bereits wieder verdrießlich gewordenen Elternhause fortzukommen. Der Baron war auch nicht ganz abge-

neigt, und würde vielleicht trotz dem Widerwillen seiner Gemahlin nachgegeben haben, wenn die Eltern ihn darum gebeten hätten. Diese aber wünschten es durchaus nicht, und würden, auch wenn Markus nicht zu trotzig zum Bitten gewesen wäre, ihre Einwilligung versagt haben, weil sie doch nicht ganz kinderlos sein wollten. So ging abermals eine Hoffnung auf Erlösung unerfüllt an Markus vorüber und hinterließ einen neuen Stachel der Unzufriedenheit in seinem Herzen.

7.

Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten, sagt das Sprichwort. Schon damals, als Emil verloren ging, hatte Markus bei dem Anblick der Seiltänzerkünste Feuer gefangen und begann damals schon, sich in allerlei kleinen Voltigierkünsten zu üben. Da er nun diese Übungen täglich mit dem größten Eifer fortsetzte, erlangte er bald eine große Fertigkeit, die er auch überall in Anwendung brachte. Ging er mit seinen Eltern spazieren, so war's gerade, wie wenn sie einen lustigen Pudel bei sich hätten. Bald sprang er über tiefe Gräben, bald schwang er sich über einen hohen Zaun, bald lief er auf den Schranken neben der Straße, bald kletterte er auf einen Baum, um ein Eichhörnchen zu verfolgen oder einen Buchfinken zu erschrecken; und da alles das so viel Aufsehen machte und so gemein aussah, war es seinen Eltern, die gar viel auf den äußeren Anstand hielten, ungemein zuwider. Ihm aber kam der Zwang, den sie ihm anlegen wollten, eben so unnatürlich vor, wie wenn man einem Füllen zumuten wollte, den langsamen Schritt des Karrengauls zu gehen. Da nun, je älter er wurde, die Lust zur Ungebundenheit immer mehr in ihm zunahm, während seine Eltern ihm zu-

muteten, er sollte immer ruhiger und gefester werden, so ist's leicht begreiflich, daß er abermals darauf dachte in eine freiere Lage zu kommen.

Im Mai, da ein sehr besuchter Jahrmarkt in L. gehalten wurde, kam auch die Kunststreitergesellschaft Brentis dahin, um einige Vorstellungen zu geben. Das war seit 10 Jahren wieder das erstemal, daß ein solches Schauspiel in L. zu sehen war. Gerichtsrath erinnerten sich mit Schmerzen der letzten Erscheinung, bei welcher sie um ihr jüngstes Kind gekommen waren; aber dies war eine andere Truppe als damals. Es würde nichts geholfen haben, den Markus während der Zeit ihrer Anwesenheit einzusperren; ich glaube, er hätte Schlösser und Riegel zerbrochen; denn schon längst hatte er mit großem Verlangen darauf gewartet, daß ihm dieser Anblick einmal wieder zu theil werden möchte. Unter allen Zuschauern war gewiß kein Aufmerksamere, keiner, der sich über jede Bewegung freute, keiner, der so sehr wünschte, an der Stelle der Schauspieler selbst zu sein. Beim bloßen stillen Wunsche aber blieb es nicht. Markus sah wohl, daß er das meiste, was hier ausgeführt wurde, auch nachmachen und das andere leicht lernen könnte; und er dachte sich's als das glücklichste Leben, immer von einem Ort zum andern zu ziehen, überall seine Künste zu produzieren und dafür — angestaunt und bewundert zu werden: denn auch an Ehrgeiz fehlte es ihm nicht, nur hatte er eine ganz verkehrte Richtung genommen. Tag und Nacht überlegte er nun, wie er es angreifen müßte, um seinen Wunsch zu erreichen. Am zweiten Abend gab er vor, Kopfschmerz zu haben, und ging frühzeitig auf sein Schlafzimmer. Sobald es aber dunkel war, schlich er sich auf den Beinen die Treppe hinab, suchte

das Gasthaus auf, wo die Truppe herbergte und fragte nach Herrn Brenti. Dieser hatte zwar wieder ein Glas zu viel getrunken, war aber doch seiner ganz mächtig und erkundigte sich, was er von ihm begehre. Markus wünschte allein mit ihm zu sprechen, und nachdem Cuff Anweisung erhalten hatte, niemand ins Zimmer zu lassen, trug Markus seine Bitte vor, in die Truppe aufgenommen zu werden. Brenti lächelte und sagte, dazu werde es wohl zu spät sein, denn wer als Equilibrist etwas leisten wolle, müsse schon von klein auf, so lange die Knochen noch Biegsamkeit genug haben, in die Übung genommen werden. Markus versicherte, er habe vom fünften Jahre allerlei Übungen gemacht; und nachdem er einige seiner Fertigkeiten vorgewiesen, so weit dies in einem Zimmer möglich ist, und Brenti ihm die Glieder ein wenig gerentt und gedreht hatte, erklärte er, unter diesen Umständen sei es allerdings möglich, daß er sich die noch mangelnden Fertigkeiten erwerben und ein brauchbares Mitglied der Bande werden könne. „Aber wie steht's mit der Einwilligung Ihrer Eltern?“ fuhr Brenti fort. „Die würde ich nie erlangen,“ erwiderte Markus, „mein Vater ist Gerichtsrat hier und ein vermöglicher Mann; er würde es für die größte Schande halten, mich in Ihrer Gesellschaft zu wissen, und ich kann somit den Schritt nur heimlich tun.“ — „Aber man wird Sie durch Steckbriefe verfolgen und überall die Polizei gegen uns aufbieten; und wie soll's möglich sein, Sie verborgen zu halten?“ Markus hatte wohl auch daran gedacht, aber sich mit der Hoffnung getröstet, Herr Brenti werde dafür wohl Rat wissen; nun aber saßen sie beide ratlos. Endlich sagte Brenti: „Es fällt mir etwas ein, das aus der Verlegenheit helfen kann. Wenn Sie entschlossen sind, so machen Sie sich

morgen früh auf den Weg nach S., zwanzig Stunden von hier, wo wir unsere nächste Station haben, und warten Sie dort auf mich im Gasthof zum Walfisch, dann werde ich Ihnen das Weitere sagen. Morgen am Mittwoch geben wir unsere letzte Vorstellung hier, und am Freitag abend werden wir in S. eintreffen."

Marfus war damit ganz zufrieden, er schlich sich wieder nach Hause und auf sein Zimmer, packte das Notwendigste, sowie einiges Geld, das er in der Woche vorher zum Geburtstag bekommen hatte, in seinen ledernen Büchersack, und den andern Morgen um vier Uhr ging er leise durch den Stall zum Hause hinaus. Daß das Thor noch geschlossen war und sein früherer Gang der Wache hätte auffallen müssen, bekümmerte ihn nicht; er wußte an der alten Stadtmauer hinaufzuklettern, auf der andern Seite hinunterzuspringen und über den trockenen Graben zu kommen. Nun war er im Freien, und lief mit schnellen Schritten auf sein Ziel, die kleine Landstadt S., los.

Als zum Frühstück gerufen wurde, fand sich Marfus nicht ein, und das fiel auch weniger auf, weil er den Abend vorher über Kopfweh geklagt hatte. Indessen sah man doch nach ihm, ob er etwa unwohler geworden sei. Sein Zimmer war leer, und bei genauerer Untersuchung fand sich auch, daß sein Büchersack und einige Kleidungsstücke fehlten. „Haha!“ hieß es, „der ist richtig zu den Seiltänzern übergegangen.“ — „Glücklicherweise,“ sagte der Gerichtsrat, „sind sie noch hier, und man wird sie nicht ohne genaue Untersuchung aus der Stadt lassen.“ Als bald wurden die nötigen Anstalten getroffen, Polizeibeamte nach dem Gasthaus beordert: und auf Brentis Erklärung, er wisse nichts von dem Vermissten, das ganze Haus von oben bis unten durchsucht. Nichts ge-

funden! Als die Truppe den andern Tag weiterzog, wurde nochmals scharfe Visitation gehalten; aber nichts Verdächtiges zeigte sich, und man mußte denken, der Verdacht sei unbegründet und Markus habe bloß die Markturruhe benützt, um abermals unbemerkt aus dem Elternhause zu entkommen.

8.

Als Brenti seine letzte Vorstellung in L. beendet hatte, zerstreuten sich die Mitglieder seiner Truppe in verschiedene Kaffeehäuser und Gasthöfe, um sich infolge der reichlichen Einnahme noch einen lustigen Abend zu machen. Brenti saß im Gasthof zum Anker mit einigen wohlhabenden Müßiggängern aus der Stadt, welche ihm einige Flaschen französischen Weins bezahlen wollten. Das Zusammenpacken für die Abreise war auf den folgenden Morgen verschoben worden. Unter diesen Umständen hatte Cuff, der Negerknabe, nichts zu tun und wollte an dem schönen Abend noch ein wenig in den Straßen der Stadt spazieren gehen, von der er bisher außer dem Wege vom Tor bis zum Gasthof und vom Gasthof bis auf den freien Platz, wo der Zirkus stand, nichts gesehen hatte. Er wandte sich vom Gasthof aus links und dann wieder rechts, eine breite Straße hinunter, wo es ihm gar wohl gefiel, und gewiß noch besser gefallen hätte, wäre nicht ein langer Kometerschweif von neugieriger Schuljugend hinter ihm gezogen, welcher natürlich der Anblick eines schwarzen, so glänzend gekleideten Knaben etwas Neues war, obgleich ihn die meisten schon auf dem Seile hatten gaukeln sehen. An einem der beiden nächsten Eckhäuser blieb Cuff auf einmal stehen. Es war ein altväterlich gebautes, aber solides Haus mit einem

Erker, der durch zwei Stockwerke hinaufging. Das Portal bestand aus zwei steinernen Säulen, aus welchen oben zwei steinerne Männer herauswuchsen, und diese hielten ein mit vielerlei Schnörkeln eingefasstes Wappenschild, das gleichfalls aus Stein ausgehauen war. Cuff beschaute das Haus mit großer Aufmerksamkeit, obgleich außer den zugeschlossenen Läden nichts daran zu sehen war, das es vor andern alten Häusern der altertümlichen Stadt besonders ausgezeichnet hätte. Es war ihm, wie wenn er dieses Haus schon mehr gesehen haben sollte, wie wenn es eine alte schlafende Erinnerung in ihm erweckte, vielleicht an einen Traum seiner frühen Kindheit. Er ging auf das Haus zu, fand aber, daß die Türe verschlossen war, und die Kinder sagten ihm, es wohne niemand darin. Als er wieder von der Türe wegging, kehrte er um, anstatt weiter zu gehen, und schritt auf dem steinernen Trottoir längs der Häuserreihe nachdenklich einher, von dunklen Traumbildern, die er nie festhalten konnte, innerlich bewegt. Er meinte diesen Weg schon einmal gegangen zu sein, und als rechts ein schmales Gäßchen einbog, das zu einem freien Platz führte, folgte er demselben unwillkürlich bis zu einem großen, etwas neumodischer aussehenden Hause, vor dem er plötzlich stille stand, aber nur einen Augenblick, denn die dunkle Erinnerung schien ihn in dieses Haus hineinzurufen. Er ging auch zur großen Verwunderung der Kinder wirklich durch die offenstehende Türe hinein, stieg die Treppe hinauf, und wandte sich dann links nach einer hell angestrichenen Türe, die er ohne weiteres aufmachte. Er trat hinein und da kam es ihm wieder so bekannt vor, wie wenn er schon früher einmal da gewesen wäre. Ein unerklärlicher Zug hatte ihn hierher gebracht, und in seinem

Innern gingen so viele trübe, blasser Bilder durcheinander, daß er nicht Zeit hatte, zu denken, was doch die Bewohner des Hauses über den fremden Eindringling sagen würden. Dort an der Wand über einer Bettstelle hing ein in Öl gemaltes Bild, das drei Kinder, von sechs, fünf und drei Jahren vorstellte. Dieses Bild beschaute er, in tiefes Nachdenken versunken; er meinte, er müsse es schon einmal gesehen haben, und seine Erinnerung plagte sich auf eine peinliche Weise, um die einzelnen Fäden des flatternden Gewebes wieder zusammenzuknüpfen.

Unterdessen hatte man von der Wohnstube aus, wo die Familie des Hauses eben beim Nachtessen saß, den Zusammenlauf der Kinder auf dem Platze drunten, die alle gegen das Haus heraufdeuteten, bemerkt, und der Gerichtsrat, denn es war sein Haus, schickte seinen Knecht hinunter, um sich nach der Ursache erkundigen zu lassen. Die Kinder sagten, der Negerknabe von der Seiltänzergruppe sei ins Haus hinaufgegangen. Der Knecht — es war der alte Martin, den wir schon kennen, — ging wieder hinauf, gewahrte nun die offenstehende Thür an der Kinderstube, die seit dem Morgen leer stand, und sah in derselben den Negerknaben vor dem Gemälde stehen, so in seine Gedanken vertieft, daß er den alten Martin gar nicht bemerkte. Dieser störte ihn auch nicht, sondern ging mit leisen Schritten ins Speisezimmer zurück und sagte seinem Herrn, was er gesehen hatte. Der Herr und die Frau kamen nun selbst heraus, sahen den kleinen Cuff immer noch vor dem Gemälde stehen und zuweilen mit dem Fuße stampfen, wahrscheinlich weil ihm die flüchtigen Bilder der Erinnerung nicht stand halten wollten. Endlich trat der Gerichtsrat, seine Serviette unter dem Arm, wie der Kellner

im Gasthof zum Waldhorn, in das Zimmer und fragte mit ernsthafter Miene: „Was willst du hier, Kleiner?“ — Cuff, der alle Gedanken an die Gegenwart verloren hatte, erschrak sehr über diese Anrede, die ihn aus seinen Träumen aufweckte, und wäre gern mit einem schnellen Sprunge die Treppe hinuntergeslogen; er sah aber wohl, daß das nicht anging und er jetzt Rede stehen müsse. „Verzeihen Sie,“ sagte er mit schüchternem Tone, „daß ich mir erlaubt habe, in Ihr Haus einzudringen; ich stehe hier vor diesem Gemälde und kann mir nicht klar werden, wo ich es schon einmal gesehen habe. Es kommt mir so gar bekannt vor.“ — „Woher solltest du dies Bild kennen,“ erwiderte Herr Androw, „da du noch nie hier gewesen bist und, wie es scheint, deine Heimat ziemlich weit von hier entlegen sein muß?“ — „Ach, was das betrifft,“ fuhr Cuff fort, „so bin ich so gut ein Deutscher wie Sie, und meine Farbe ist nur künstlich aufgetragen. Aber freilich hätt' ich Ihnen das nicht sagen sollen, denn es ist mir streng verboten; und wenn mein Herr es erführe, so würde ich eine schwere Strafe zu leiden haben. Ich bitte Sie daher dringend, mich nicht zu verraten.“ — „O,“ sagte Herr Androw, „da kannst du ruhig sein; dein Herr ist eben nicht mein guter Freund, dem ich Geheimnisse anzuvertrauen habe; aber sage mir, woher bist du denn, wenn du doch ein Deutscher sein willst?“ — „Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ erwiderte Cuff; „ich kam als ein dreijähriger Knabe zu einer Seiltänzerbande; aber wer meine Eltern waren und wo ich geboren bin, das hat man mir nie gesagt, und so oft ich darnach fragte, hat man mir mit Schlägen gedroht.“ — „Und wie bist du gerade in dieses Haus gekommen?“ — „Auch das weiß ich Ihnen nicht deutlich zu sagen.

Ich ging durch die Stadt spazieren und kam an ein altes Haus, das mir so bekannt schien, daß ich gern hineingegangen wäre, hätte ich es nicht verschlossen gefunden. Es war mir, als wäre ich daselbst schon früher einmal gewesen und hätte damals oft in diesem Hause Besuche gemacht. Von dort wußte ich auch den Weg hieher leicht zu finden, als wäre er mir früher ganz alltäglich gewesen. Auch hier im Hause fand ich mich gleich zurecht: ich kannte dieses Zimmer, und ich stehe vor diesem Bilde wie vor einem oft gesehenen; und doch weiß ich nicht, ist's ein Traum oder eine Wirklichkeit, woran mich alles dies zurück-erinnert. Ja, wenn Sie es nicht übel nehmen, auch die Gesichter, die ich hier sehe, erinnern mich an dunkle Bilder der Vergangenheit." — Dem Gerichtsrat wurde es sonderbar zu Mute, er fragte: „Wie heißt du denn?“ — „Euff.“ — „Und kannst du dich nicht des Namens erinnern, den du gehabt hast?“ — „Nein.“ — „Hattest du denn auch Geschwister?“ — „Ich erinnere mich an zwei Kinder, die vermutlich meine Geschwister waren.“ — „Wie hießen denn die?“ — „Markus und Milchen, wenn ich nicht irre.“ — „Und dein Name war Emil, nicht wahr?“ rief Martin, der nicht mehr an sich halten konnte. Emil wandte sich schnell nach ihm um, wie wenn ihm auf einmal ein Licht aufgegangen wäre: „ja in der That, so nannte man mich, und ein alter Martin war auch da, gerade so wie Ihr, nur etwas größer.“ — „Glaub's wohl," sagte Martin, „daß ich dir jetzt kleiner vorkomme, weil du größer geworden bist.“ — Der Gerichtsrat aber hieß den Martin schweigen, und sagte leise zu seiner Frau: „Meinst du nicht, es könnte unser Emil sein?“ Diese aber, welcher der Gedanke, einen selbstanzenden Neger zum Sohne zu haben,

äußerst widrig war, erwiderte ebenso leise: „Glaub mir, es ist alles nur Betrug. Das sind abgeseimte Leute, welche sich einige Nachrichten zusammengeklaut haben und hoffen, etwas von uns herauszuschlagen, wenn ihre Absicht nicht noch schlimmer ist.“ — „Nun wird mir's immer klarer,“ rief Cuff dazwischen; „wenn Sie erlauben, will ich Ihnen den Ort zeigen, wo mein hölzernes Reitpferd stand, das einen rotledernen Baum hatte, und oben darauf waren zwei Hirschhörner aus der Wand herausgewachsen.“ Er führte sie hierauf, da man ihm Platz machte und dadurch die Erlaubnis andeutete, durch die lange Hausflur und dann linker Hand in einen Winkel, von welchem eine Türe auf die hölzerne Galerie sich öffnete. Die Hirschhörner zeigten sich wirklich, und sogar das hölzerne Schaufelpferd stand noch da. Die Frau Gerichtsrätin zweifelte aber immer noch. Cuff hingegen, der seiner Sache immer gewisser zu werden schien, bat: „Ach, wenn es wirklich so ist, daß ich einst in diesem Hause gewohnt habe, so lassen sie mich nicht wieder in die Hände meines bösen Herrn fallen; dieses elende Leben ist mir längst von Grund des Herzens zuwider, und ich sehne mich nach Erlösung.“ — „Das glaube ich gern,“ sagte Frau Androw leise zu ihrem Manne, „daß es ihm hier besser gefiele als bei den Seiltänzern, wo er nur springen und Hunger leiden darf.“

Herr Androw aber erwiderte: „Es wäre doch wenigstens möglich, daß es unser Sohn wäre; und was wäre das für eine Unbarmherzigkeit, wenn wir ihn in das heillose Leben zurückstoßen wollten?“ Es wurde beschlossen, ihn abzuwaschen und zu sehen, ob das Herz der Mutter dann nicht lauter für ihn spreche. Man führte ihn in die Küche, wo ein laufender

Brunnen war, und kaum hatte sich Cuff hier umgesehen, so rief er, als eben Herr und Frau Androw fortgehen wollten, um dem alten Martin das Geschäft zu überlassen: „Ach, diese Küche kenne ich auch, und erinnere mich eines großen Feuers, das auf mich herabfiel!“ Nun wußte jedermann im Hause wohl, daß der kleine Emil, als er zwei Jahre alt war und Anna mit ihm in der Küche stand, durch entzündetes und überfließendes Schmalz, das eine große Flamme schlug, beschädigt worden war, und Frau Androw sagte deswegen gleich: „Wenn das Brandmal an deinem linken Arm noch zu sehen ist, dann will ich glauben, du seiest mein längst vermißter Emil.“ Die Eltern zogen sich nun ins Zimmer zurück, Martin wusch mit warmem Wasser und Seife eiligst darauf los, durfte aber, nach des Gerichtsrats strengem Befehl, kein Wort mit Cuff reden, was ihm sauer genug wurde. Nachdem Cuff ganz rein gewaschen war, zog ihm Martin eine Kleidung von Markus an, die ihm paßte, und führte ihn, voll Überzeugung und fast erstickend weil er nicht reden durfte, in das Wohnzimmer. „Ei das ist ja der leibhaftige Markus, nur nicht so frech und wild!“ rief der Gerichtsrat aus, und nachdem sich Frau Androw überzeugt hatte, daß das schlangenförmige Brandmal immer noch deutlich genug zu sehen war, konnte sie auch nicht mehr länger zurückhalten und umarmte den wiedergefundenen Emil mit heißen Tränen. Emil sah nun, nachdem er die Kleider, den Turban und die schwarze Farbe abgelegt hatte, einem ganz andern Menschen gleich. Er slog vom Vater zur Mutter und von der Mutter wieder zum Vater, und konnte sein großes Glück kaum fassen. Seine Freude war natürlich reiner und ungemischter als die seiner Eltern, deren Gemüt durch die Be-

Kümmerniß um ihren ältesten Sohn zerrissen war. Glücklicherweise wurden sie an diesem Abend nicht mehr durch die Nachforschungen von Brenti's Seite gestört, denn er und seine Leute kamen betrunken nach Haus, und Cuff wurde nicht vermißt. Zum erstenmal schlief Emil wieder in der Kinderstube, die er früher mit seinen Geschwistern inne gehabt hatte, und als er nun abermals vor dem Gemälde stand, wunderte er sich nicht mehr, daß ihn dasselbe so angezogen hatte, denn er selbst neben seinem Bruder und seiner Schwester waren sehr kenntlich darauf abgebildet, wie sie etwa ein Halbjahr vor seiner Entfernung aus dem Hause ausgesehen hatten.

Am folgenden Morgen, als Brenti sich von seinem Lager erhob, brauchte er nicht erst nach Cuff zu rufen, denn das Gerücht, daß Gerichtsrath Emil wieder gefunden und mit dem Reger Cuff eine Person sei, hatte sich durch Martins Betriebsamkeit noch am Abend vorher in der Nachbarschaft verbreitet und am frühen Morgen seine Wanderung durch die ganze Stadt fortgesetzt. So war es auch zu Brenti gekommen und hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. Während er noch überlegte, was in der Sache zu machen sei, wurde er durch einen Polizeidiener vor das Stadtgericht geladen. Wir gehen aber nicht mit; die Hauptsache von dem, was vorgekommen, werden wir schon erfahren.

9.

Auf welche Weise der Knabe in die Hände jener Seiltänzerbande geriet, die vor neun Jahren in L. gespielt hatte, ist nie ausgemittelt worden. Sie schleppte ihn gegen die französische Grenze hin und verkaufte ihn dort, um die Entdeckung zu verhüten an eine andere Truppe, welcher sie begegnete. Das war

Brenti's Truppe. Emil's Geburtsort hatte Brenti nicht erfahren; um aber deshalb nicht in Verlegenheit zu geraten, kam er auf den Gedanken, einen Negerknaben aus ihm zu machen, weil er dadurch am sichersten unkenntlich wurde. Die schwarze Färbung, die natürlich von Zeit zu Zeit erneuert werden mußte, war leicht zu bewerkstelligen. Ein Negergesicht hatte Emil freilich nicht, aber doch ein Stumpfnäschen und volle, starke Lippen, sein Haar war schwarz, aber nicht kraus und wollig wie das Haar der Neger: diesen Mangel mußte ein Turban zudecken, den der Knabe den ganzen Tag nicht ablegen durfte. Die Übungen, denen sich Emil unterwerfen mußte, waren ihm freilich etwas ganz Neues, seine Glieder wurden gerentt, gedehnt, gebogen, gezogen; zu essen bekam er nicht viel; aber mit Zuckerbrot und andern Süßigkeiten suchte man ihn fette zu machen; und wenn es ihm zu viel wurde, daß er in Tränen ausbrach, so wurde ihm mit Schlägen gedroht. Springen, tanzen, voltigieren, auf dem Seil gehen, reiten und dergleichen mußte er frühzeitig lernen. Die strenge harte Behandlung versetzte ihn in eine beständige Angstlichkeit und Furcht, bis er sich in seinen späteren Jahren etwas mehr an seine Lage gewöhnte.

Unter diesen Umständen kam dem Knaben die treue Bemühung der frommen Anna wohl zu statten. Die wenigen Sprüche, Verslein und Gebetlein, die sie ihm vorgelesen hatte, waren nicht vergessen; er legte sich nie zu Bette, ohne sein kurzes Gebet still herzusagen; er wachte nie auf, ohne das Verslein zu beten:

Lieber Heiland, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'!

In seinem siebenten Jahre gab ihm einer von der Truppe, der ehemals Student gewesen war und durch lieberliches Leben sich so weit erniedrigt hatte, dürftigen

Unterricht im Lesen; da aber Emil gute Gaben hatte und mit großer Begierde und ernstlichem Fleiß alles auffaßte, war er bald so weit, daß er alle Bücher lesen konnte, die ihm unter die Hand kamen. Freilich war das meistens schlechte Ware; aber Emil, der immer ein Verlangen nach dem Himmel hatte, ruhte nicht, bis er endlich ein Buch auftrieb, das ihm vom Himmel erzählte, denn er hätte gar zu gern etwas Näheres darüber erfahren. Endlich gelang es ihm, in einem Wirthshaus ein altes Gesangbuch mit schönen Liedern ausfindig zu machen, in denen viel vom Himmel stand. Er bat die Wirtin inständig, sie möchte ihm das Buch schenken, und sie gewährte seine Bitte um ihrer Seltsamkeit willen. Als aber Brenti ihn einmal darüber antraf, daß er in diesem Gesangbuch las, nahm er es und warf es fluchend in die Ecke mit den Worten: „Was brauchst du solch altes Zeug zu lesen!“ Als er weggegangen war, hob Emil das Buch wieder auf und verbarg es sorgfältig. Von nun an las er nur darin, wenn er sich unbemerkt wußte; weil er aber fürchtete, es möchte ihm wieder genommen werden, nahm er sich vor, die Lieder auswendig zu lernen, damit ihm diese wenigstens nicht geraubt werden könnten. Bei seinem guten Gedächtnis gelang es ihm auch, in kurzer Zeit die meisten dieser Lieder, namentlich aber die, in denen etwas vom Himmel stand, ohne Aufstoß herfagen zu können; und die Beschäftigung mit denselben war in der Zeit, die ihm freigelassen wurde, seine einzige und liebste Erholung. Als er zehn Jahre alt war, schickte ihn sein Herr eines Tages in einen Kaufladen, um ihm ein paar Heringe zu holen. Der Kaufmann wickelte ihm dieselben in ein Quartblatt ein, das er von einem großen, schon halb verbrauchten Buche herabriß. Emil spekulierte schon auf den In-

halt des Blattes, und nachdem er die Heringe abgegeben und das Blatt gereinigt hatte, machte er sich daran, zu lesen, was darauf stand. Es war ein Blatt von dem Neuen Testament und stand etwas darauf vom Himmelreich, nämlich die Gleichnisse, die Matthäi 13 verzeichnet sind. Emil las mit der größten Aufmerksamkeit, und es war ihm alles so anziehend und wichtig, daß er den Wunsch nicht unterdrücken konnte, noch mehr von dem Buche zu besitzen, zu welchem das Blatt gehörte. Plötzlich fiel ihm ein, daß der Kaufmann ja noch mehr von dem Buche habe, und spornstreichs eilte er wieder zu ihm hin und bat ihn um die übrigen Blätter des Buchs. Der Kaufmann machte große Augen, als der vermeintliche Negerknabe ein Stück einer alten Bibel von ihm verlangte, lieferte ihm aber dasselbe unweigerlich aus und sagte ihm zugleich, wenn er in diesem Buche so gern lese, so könne er dort drüben beim Buchbinder ein ganzes, in bequemerem, kleinerem Formate, um billigen Preis kaufen. Allein wie billig auch der Preis sein mochte, Emil hatte nicht einen Kreuzer eigenes Geld und mußte sich das Vergnügen, ein solches Testament zu besitzen, versagen. Um unbemerkt zu sein, las er die Blätter der alten Quartbibel bei Nacht; und als er damit zu Ende war, fing er wieder von vorn an und fuhr damit so lange fort, bis er das Neue Testament, das er aber freilich nur vom 13. Kapitel Matthäi an besaß, recht inne hatte. Am meisten freute es ihn, als er in demselben die wenigen Sprüchlein, die er von der guten Anna gelernt hatte, im Zusammenhang lesen konnte. Er fand nun, daß der Himmel nicht hienieden ist, und daß man nicht in denselben hineinkommen kann, ohne zu sterben; aber er fand auch, welchen Weg Gott den Menschen zum Himmel vorgezeichnet hat.

Soweit war Emil gekommen, als ihn sein Herr einmal in der Nacht, da er selbst nicht schlafen konnte, über seinen Blättern überraschte. Voll Zorn nahm er dieselben, zerriß sie und warf sie zum Fenster hinaus. Auch das Gesangbuch, das daneben lag, hatte ein gleiches Schicksal. Emil aber mußte eine Tracht Schläge aushalten, und es wurde ihm gedroht, wenn er sich wieder über einem solchen Buche betreten lasse, so werde er noch viel härter gestraft werden. Der Knabe war freilich sehr betrübt darüber; aber das meiste, was in den beiden Büchern stand, wußte er auswendig, und das konnte ihm Brenti nicht mehr entwinden. Von da an wollte es ihm nicht mehr glücken, die heilige Schrift in seine Hände zu bekommen; und ob er gleich hie und da von einzelnen mitleidigen Personen ein Geschenk bekam, so daß er sich wohl eine kleine Taschenausgabe des Neuen Testaments hätte kaufen können, so wagte er es doch nicht aus Furcht vor seinem gestrengen Herrn. Das Schreiben hatte Emil ohne alle Anweisung erlernt, indem er zuerst gedruckte Buchstaben mit einem Bleistift auf ein Stückchen Papier nachzeichnete, und dann, als er einmal alte Briefe zur Hand bekam, auch die Kurrentschrift versuchte. Indessen behielt seine Handschrift lebenslänglich etwas Frakturartiges, weil er sich eben zuerst in solchen Buchstaben geübt hatte.

Es fragte sich nun, wie es mit dem Unterricht gehalten werden sollte. Der Gerichtsrat Androw hatte früherhin den Wunsch gehabt, seinen ältesten Sohn für das Studium der Rechte, den jüngsten für die Arzneikunde zu bestimmen; aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's! beides wurde vereitelt. Emil war schon zu spät daran, um noch zum Studieren vorbereitet werden zu können; der Vater beschloß nun, ihn für

den Kaufmannsstand zu erziehen. Aber in welche Klasse des Lyceums in L. sollte man ihn schicken? In den meisten Fächern mußte er ganz vorn anfangen, und doch war er für die untersten Klassen zu alt und zu verständig. Es wurde daher beschlossen, ihm so lange einen Privatlehrer zu halten, bis er in eine seinem Alter angemessenere Klasse eintreten könnte. Seine guten Anlagen, sein reifer Verstand und seine vielfache Lebenserfahrung nebst der Übung des eigenen Nachdenkens erleichterten ihm die Arbeit sehr, und weil er das Wichtigste, Wort Gottes und Gebet, nie aus den Augen setzte, so machte er bald erstaunliche Fortschritte.

10.

Doch wir sind schon wieder der Geschichte vorausgeeilt und müssen nun wieder zu dem Morgen zurückkehren, an welchem Emil zum erstenmal wieder im Vaterhause erwachte. Man hatte ihm im Anfang von dem Entweichen seines Bruders nichts gesagt und auf die Frage nach seinen Geschwistern eine ausweichende Antwort gegeben. Als aber nun Martin gegen Mittag vom Tore zurückkam und über die abermalige vergebliche Durchsuchung berichtete, ließ sich die Wahrheit nicht mehr verbergen. Emil war sehr betrübt, daß er seinen Bruder gerade an dem Tage verlor, wo er ihn nach so langer Trennung wieder zu sehen hoffen durfte. Auf einmal aber fiel ihm etwas ein. „Vorgestern Abend," sagte er, „kam ein junger Mensch von etwa fünfzehn Jahren und verlangte allein mit Herrn Brenti zu sprechen. Ich erhielt Befehl, niemand in sein Zimmer zu lassen und stand also im Vorzimmer Wache. Was sie drinnen miteinander redeten, konnte ich nicht verstehen; aber als der junge Mensch ging, sagte ihm Herr Brenti noch unter der Türe, daß

ich's deutlich hörte: „Also am Freitag Abend im Gasthof zum Walfisch in S.!" — Sollte das etwa Markus gewesen sein?" — „Um welche Zeit war denn das?" fragte die Mutter. „Um halb neun Uhr," erwiderte Emil. „Dann kann's nicht Markus gewesen sein," fuhr die Mutter fort, „denn er legte sich schon um acht Uhr zu Bette, weil er Kopfschmerzen hatte." — „Laß dich das nicht irre machen," entgegnete der Vater; wenn ihm etwas derart im Sinne lag, wie der Erfolg gezeigt hat, so ist das Kopfschmerz sicherlich nur ein Vorwand gewesen, um uns aus dem Gesichte zu kommen." Gegen diese Meinung war nichts einzuwenden; und man beschloß, den gegebenen Wink jedenfalls zu benutzen. Nachdem Emil noch einmal befragt worden war, ob er sich auch genau der Worte erinnere, und er dies auf's Bestimmteste versichert und hinzugefügt hatte, er wisse auch aus andern Äußerungen von Brenti, daß er von L. nach S. gehen wolle, sandte der Gerichtsrat einen Reitenden mit obrigkeitlicher Vollmacht nach S., um den Entlaufenen noch bei guter Zeit abzufangen und zurückzubringen. Am Freitag Mittag kam der Bote in S. an und stieg in einem andern Gasthof ab, weil er besorgte, wenn Markus seiner zu früh ansichtig würde, könnte er ihn durch abermalige Flucht hintergehen.

Sobald der Gilbote sein Pferd in den Stall gebracht und versorgt hatte, ging er in den Gasthof zum Walfisch, und nachdem er sich ein Glas Wein hatte geben lassen, erkundigte er sich beiläufig bei dem Wirt, ob nicht heute ein junger Mensch von fünfzehn Jahren in seinem Hause angekommen sei; der Wirt versicherte ihn aber, er habe keinen solchen Gast gesehen. Der Wirt schien ein vertrauenswürdiger Mann zu sein, und so eröffnete ihm der Gilbote die ganze

Geschichte und bat ihn, er möchte ihm dazu helfen, daß er des jungen Menschen, wenn er komme, habhaft werde; er werde gewiß dafür erkenntlich sein. Der Wirt erwiderte lächelnd: „Seien Sie versichert, daß der Walsfisch den Flüchtling wieder ausspeien wird, sobald er ihn verschlungen hat.“ Auf dieses hin ging der Eilbote wieder in seine Wohnung zurück, nachdem ihm der Walsfischwirt zugesagt hatte, er wolle ihm Nachricht geben, wenn der junge Mensch eintreffe. Gegen sechs Uhr langte Brenti mit seiner Truppe an und stieg im Walsfisch ab; Markus war noch immer nicht da; er schien den Weg verfehlt zu haben, denn sonst hätte ihn ja der Eilbote oder Brenti unterwegs antreffen müssen.

Markus war nämlich am Mittwoch aus Furcht, eingeholt zu werden, zwölf Stunden weit gegangen, und da er neue Schuhe mitgenommen hatte, die bekanntlich zu Fußreisen nichts taugen, so lief er sich die Füße wund, und zwar nicht an den Sohlen — denn die waren hinlänglich abgehärtet —, sondern hinten oberhalb der Ferse, wo der Rand der Schuhe einschneidet. Am folgenden Morgen konnte er nicht weiter. Er beschloß daher, zu warten, bis Brenti vorbeikäme, und dann mit ihm weiter zu fahren. Als der Eilbote an Brenti vorbeiritt, saß Markus schon auf dem Wagen und erkannte den Mann augenblicklich. Er bat Herrn Brenti, ihm sogleich solche Kleider zu geben, wie sie die Mitglieder der Truppe trugen, damit er in S. nicht erkannt würde. Der Wirt zum Walsfisch glaubte daher, Markus sei schon länger bei der Truppe und konnte dem Eilboten die versprochene Nachricht nicht geben. Dieser ritt am Samstag unverrichteter Dinge wieder zurück, erkundigte sich aber unterwegs in allen Wirtshäusern, ob der Vermißte nicht irgendwo aufzu-

finden sei. Abermals war die Hoffnung der Eltern getäuscht, und alle ferneren Erkundigungen waren ebenso fruchtlos.

Markus blieb nicht lange bei der Bande. Was er sich aus der Ferne so glänzend vorgestellt hatte, das sank bei näherer Betrachtung zum Gemeinen und Niedrigen herab; und die beständige Wiederholung des Eingelernten, wie das rohe, gebieterische Wesen Brenti's entleideten ihm die Sache bald. Er verließ die Truppe heimlich und ließ sich unter die Soldaten anwerben, weil er einmal das Sprüchlein gehört hatte: „Der Soldat allein ist der freie Mann!“ Er fand es anders; er fand, daß Gehorsam und Subordination nirgends strenger denn da gefordert werden, und schon dachte er daran, zu desertieren, als ihn eine Krankheit in das Garnisonslazarett brachte. Von dort schrieb er zum erstenmal an seine Eltern, bereute seine törichtten Schritte und wünschte, wieder das Glück des Elternhauses genießen zu dürfen, das er so mutwillig verschmäht hatte. Bald darauf aber starb er am Nervenfieber, über seine Torheit verzweiselnd. Der arme Mensch! Was wird aus ihm geworden sein!

11.

Von Milchen haben wir lange nichts gehört. Sie kam nun auch als ein sechzehnjähriges Mädchen wieder ins Vaterhaus zurück, nachdem sie zwei Jahre in der Pensionschule in B. zugebracht hatte. Sie hatte dort Zeichnen, Sticken, Malen, Musik, Tanzen und dergleichen gelernt, auch Französisch und Englisch, und dazu noch allerlei Eitelkeit. Über das Wiedersehen ihres jüngsten Bruders hatte sie natürlich große Freude; aber sein frommes Wesen gefiel ihr ebensowenig, als ihm ihre Vornehmthuerei, ihre Liebe zu Puz und

Staat, und ihr oberflächliches Absprechen. Sie dünkte sich natürlich viel klüger als ihn und war weit entfernt, ein Wort der Ermahnung oder einen guten Rat von ihm anzunehmen, um so mehr, da ihre Eltern mit dem, was sie gelernt hatte und geworden war, sich ganz zufrieden zeigten. Emil schwieg und ließ Milchen reden; er machte keinen Versuch mehr, sie auf seine Seite, d. h. auf die Seite des Wortes Gottes, herüberzubringen, nachdem sie ihn darüber ein paarmal ausgelacht hatte; aber er betete für sie; und wie wenig das Gebet hilft, davon wissen nur diejenigen zu sagen, die es nicht verstehen oder nicht üben.

Emil hatte noch ein anderes Anliegen. Seitdem er wieder zu Hause war und täglich bemerken konnte, wie fremd seinen Eltern nicht nur alles lebendige Christentum sei, sondern auch alle christliche Erkenntnis, kam es ihm verwunderlich vor, woher denn er die Keime eines frommen Sinnes bekommen habe, die in seinem Herzen in der Fremde unabtreiblich aufgegangen und der Trost seines Jammerlebens geworden waren. Endlich fragte er einmal seine Mutter, wer ihn doch in seiner Kindheit die Gebete und Sprüchlein gelehrt habe. Die Mutter erwiderte, das sei seine damalige Kindsmagd, Namens Anna, gewesen. „Wo ist denn die jetzt?“ — „Sie ist verheiratet an den Bogt in A.“ — „Lebt sie denn noch?“ — „Soviel ich weiß, ja; ich habe sie aber lange nicht gesehen.“ — Also dieser Anna verdanke ich es zunächst, daß ich den Heiland kenne und sein Wort lieb habe, dachte Emil; sie soll's aber auch wissen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen ist, und es wird ihr auch zur Stärkung ihres Glaubens dienen, wenn ich es ihr sage. Im Herbst, als der Privatlehrer eine Besuchsreise zu seinen Eltern machte, bat Emil seinen Vater um Erlaubnis, seine

ehemalige Kindsmagd Anna besuchen zu dürfen. „Wozu?“ fragte Herr Androm. „Ich möchte ihr gern danken dafür, daß sie mich so frühzeitig mit dem Heilande bekannt gemacht hat.“ — „Ach, was wirfst du eine alte Magd besuchen!“ sagte die Mutter, die auch dazu kam, „das schickt sich nicht für dich.“ — „Aber Dankbarkeit schickt sich doch für jedermann!“ erwiderte Emil. „Was das betrifft,“ fuhr die Mutter fort, „so weißt du vielleicht noch nicht, daß wir die Anna aus dem Hause geschickt haben, weil es uns nicht anständig war, daß sie unsern Kindern Dinge in den Kopf setzte, die sie zur Trömmelei hätten führen können.“ — „Aber das,“ sagte Emil, „kann ich Ihnen versichern, daß ich in meiner Knechtschaft zehnmal unglücklicher gewesen wäre, hätte ich nicht in Folge der Anleitung von Anna beten können. Entweder hätte ich mein Leben unter Tränen zugebracht, oder ich wäre ebenso wild und sittenlos geworden wie meine unglücklichen Gefährten. Ja, ich wäre dann vielleicht nicht einmal wieder zu meinen Eltern zurückgekehrt, denn ich würde an jenem Abend auch bei jenen im Wirtshaus gegessen sein, was sie ohnehin immer verlangten, und wäre so nicht zum Haus des Großvaters gekommen.“ Die Eltern erwiderten nichts und vor der Hand war die Bitte abgeschlagen. Aber Emil dachte: Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden; ich will ein andermal wieder fragen. Da er nun nicht nachließ, anzuhalten, und sie sonst mit seinem Betragen, seinem willigen Gehorsam und seinem Fleiß zufrieden waren, so willigten sie endlich ein, und Martin erhielt den Auftrag, mit Emil in der kleinen Kalesche nach A. zu fahren; denn allein hätten sie ihn nicht ziehen lassen; dazu waren sie in Folge ihrer früheren Erfahrungen viel zu ängstlich.

An einem schönen Herbstmorgen fuhr Martin mit Emil ab, und nachmittags gelangten sie bei guter Zeit nach A. Die treue Anna hatte bereits gehört, daß Emil wiedergefunden sei, und sie hätte ihn längst in der Stadt aufgesucht, wenn es ihre kränklichen Umstände erlaubt hätten. Sie hätte ihn aber doch nicht erkannt, wäre nicht der alte Martin dabei gewesen, der schon zu ihrer Zeit im Hause des Gerichtsrats gedient hatte. Ihre Freude war groß; sie wurde aber noch viel größer, als ihr Emil erzählte, wie reichlich ihr Dienst an seinem Herzen gesegnet gewesen sei. Das waren für sie rechte Erquickungstunden und auch für Emil, denn das erstemal in seinem Leben traf er mit einer Person zusammen, die ihn ganz verstand, die den Heiland liebte, wie er, und die sich ebenso auf den Himmel freute. Sie ermahnte ihn, dem treu zu bleiben, der ihn aus der Knechtschaft befreit habe, in der er wie ein Negerflave geschmachtet, und nahm dann von ihm für immer Abschied, denn bald darauf durfte sie eingehen in ihre Ruhe. Am andern Tage reiste Emil wieder nach Hause und ging wieder an seine Arbeit, auf's neue entschlossen, sein Herz und Leben dem Herrn der Seelen ohne Rückhalt hinzugeben und sich durch nichts in der Welt zum Dienst der Eitelkeit verführen zu lassen.

Nach Verlauf eines Jahres war Emil bereits so weit, daß er in diejenige Abtheilung des Thzeums eintreten konnte, in welcher seine Altersgenossen saßen. Da gab's nun neue Versuchungen. Bisher hatte er, um so viel Versäumtes nachzuholen, ganz in der Zurückgezogenheit gelebt und keine Kameradschaft gesucht, obgleich seine Eltern es sehr wünschten, weil sie sich gar sehr davor fürchteten, aus ihrem Sohn einen Sonderling werden zu sehen. Nun aber gab sich die

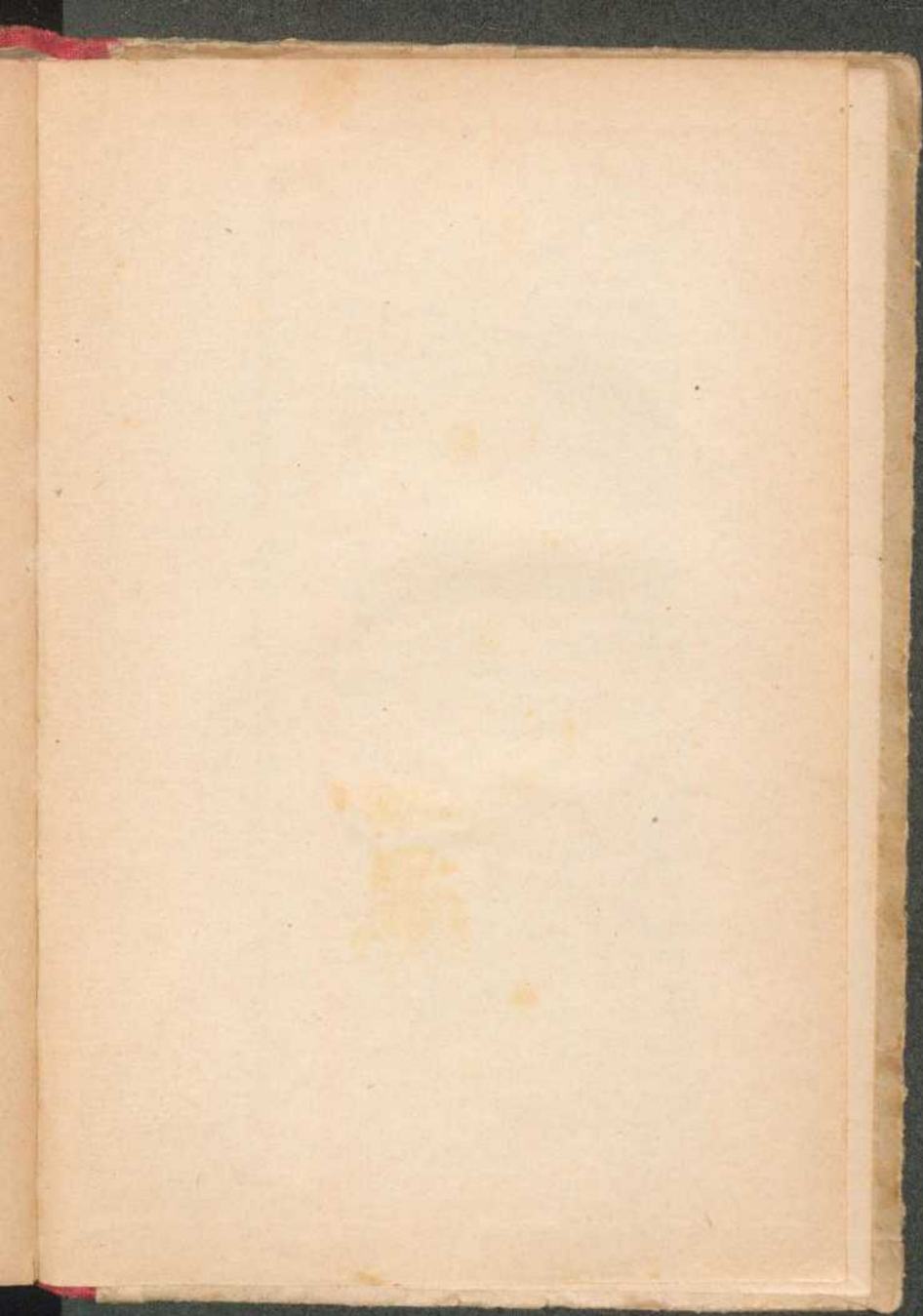
Kameradschaft von selbst. Emil merkte jedoch bald, daß er wenig dabei gewinnen könne, wenn er ihnen zu Willen lebe. Sie wollten durchaus haben, er solle ihnen von Zeit zu Zeit etwas von seinen erlernten Kunststücken in der Seiltänzerei zum besten geben; und ihm war schon der Gedanke an jene verlorene Zeit peinlich. Er schloß sich daher immer mehr ab, ging für sich allein, blieb meistens zu Hause, und hatte nur mit einigen wenigen stilleren Altersgenossen Umgang, die mehr mit Lernen als mit jugendlichen Belustigungen sich beschäftigten. Ein junger Lehrer des Lyzeums von echt christlicher Gesinnung wurde auf den stillen, geordneten und fleißigen Knaben aufmerksam, ließ ihn zu sich ins Haus kommen und fand zu seiner Verwunderung, daß in seinem Herzen ein Werk der Gnade Gottes im Gange war, wie er es noch bei keinem seiner Schüler gefunden hatte. Er lud ihn ein, regelmäßig zu ihm zu kommen, betete mit ihm und gab ihm gute Bücher, um ihn im Glauben immer mehr zu befestigen.

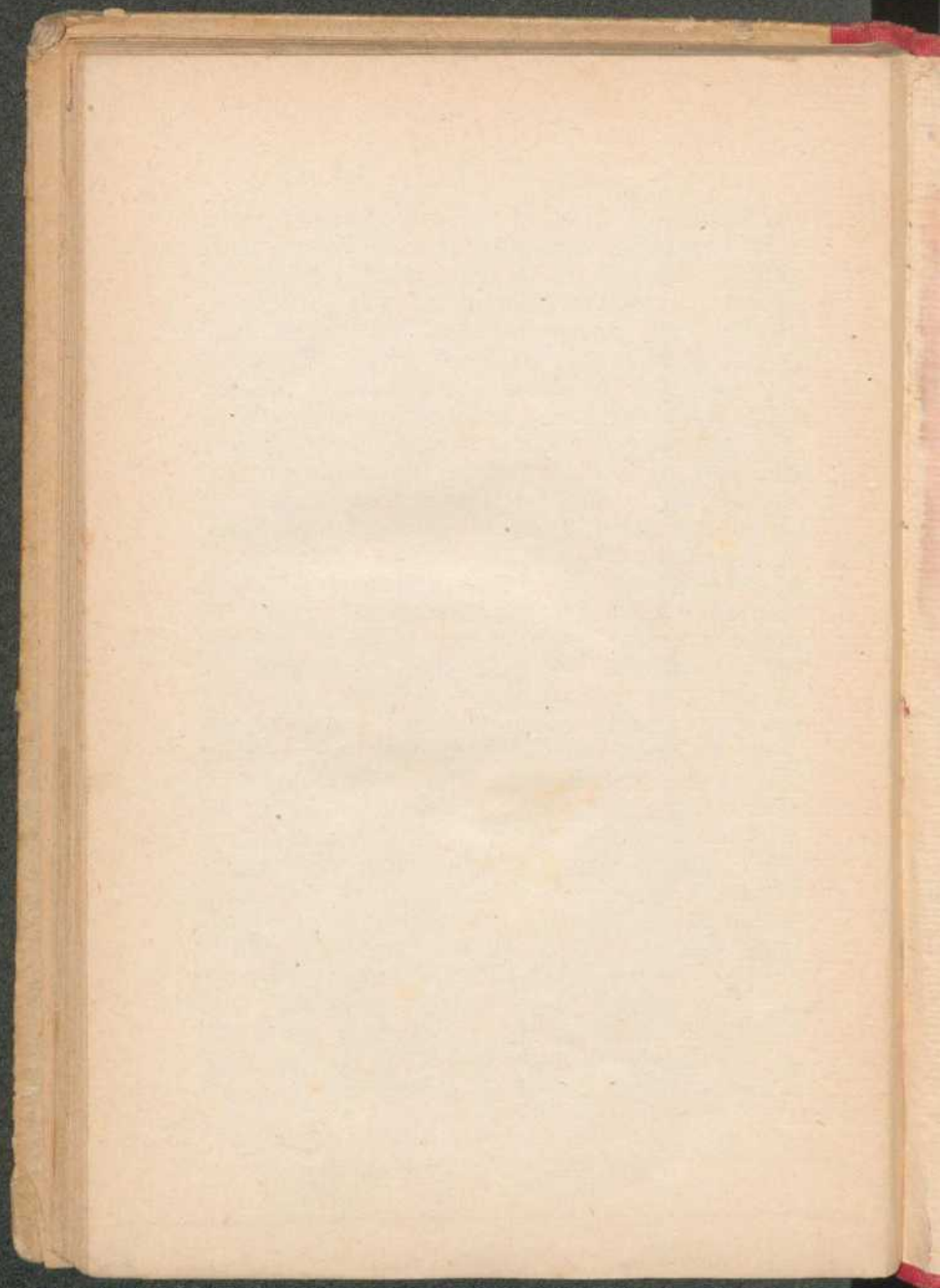
Zwei Jahre lang ging es so fort und Emil sollte nun bei einem Kaufmann in L. in die Lehre treten. Gerade in diesen Tagen aber wurde Milchen krank, und der Arzt erklärte bald, sie habe die galoppierende Schwindsucht und sei nicht mehr zu retten. Denket euch den Schrecken für eine so eitle Person, welche in dem Genuß weltlicher Vergnügungen ihre einzige Erholung fand und in ihrem Leben noch nie krank gewesen war, am allerwenigsten an dem Heimweh nach der obern himmlischen Heimat! Zwar ihre Eltern nahmen sich aus übelverstandener Schonung sehr in acht, ihr von der Eröffnung des Arztes etwas zu Ohren kommen zu lassen; aber Emil hielt es für seine Pflicht, ihr die trügerische Hoffnung zu nehmen „Liebe

Schwester," sagte er zu ihr, „du hast eine eitle Hoffnung auf Genesung, und unsere Eltern wollen dir aus Schonung die Wahrheit nicht sagen; aber ich kann's nicht sehen, daß du in dieser Täuschung dahingehst, während dein Herz so wenig für die Ewigkeit vorbereitet ist. Der Arzt hat versichert und ich habe es selbst mit angehört, daß du nur noch kurze Zeit zu leben habest, und daß dir kein Mittel mehr helfen könne. Ich werde fortwährend für dich beten, damit du den Frieden Gottes bekommst; aber du mußt auch dazu helfen. Wende dich zum Heiland, der die Sünder annimmt, und bitte ihn um Vergebung der Sünden und um ein neues Herz, damit er dich selig machen kann.“ — Milchen sagte kein Wort; sie versank in stummes, tiefes Nachdenken und bat endlich ihren Bruder, einige Stunden lang niemand vor ihr Bett zu lassen. Was in diesen Stunden in ihrem Innern vorging, hatte sie nicht gesagt; als aber ihre Mutter wieder kam, war ihr erstes Wort: „Mutter, ich bin verloren! Ich muß sterben und der Himmel ist vor mir verschlossen wie eine eiserne Mauer.“ Die Mutter wollte sie trösten: sie sollte sich, sagte sie, keinen solchen beunruhigenden Gedanken hingeben; sie sei ja immer ein gehorsames, gesittetes Mädchen gewesen und somit könne es ihr an einem guten Lose in der andern Welt nicht fehlen. Auch sei ja noch nicht alle Hoffnung zur Wiedergenesung abgeschnitten. Milchen aber wollte von alledem nichts wissen; sie sei eine große Sünderin, versicherte sie, sie habe nie an Gott gedacht, nie recht zu ihm gebetet; sie sei eitel und gefallsüchtig gewesen und jetzt sei es für sie zu spät, sich zu bekehren. Die Mutter wußte sich in dieser Verlegenheit nicht zu helfen und holte den Vater herbei, der denn auch alle seine Trostgründe vergeblich er-

schöpfte. Man schickte nach dem Prediger. Er war nicht zu Hause. Einen andern, als den Beichtvater des Hauses wollte man nicht kommen lassen, um kein Aufsehen zu machen. Indessen wuchs die Beängstigung des armen Mädchens immer mehr. Sie rief mit einer Stimme, die den Eltern durch Mark und Bein ging: „Helfet mir, helfet mir! Betet für mich! Ich bin verloren! Aber sie konnten nicht beten, auch in dieser Not nicht; denn die Vernachlässigung des Gebetes in guten Tagen rächt sich an uns in den Tagen der Bedrängnis. Man ließ alle Ärzte der Stadt zusammenkommen; allein sie erklärten einstimmig, es sei nicht mehr zu helfen; für die geängstete Seele wußten sie ebensowenig Rat. Als sie weggegangen waren, erhob Milchen aufs neue ihr Klagegeschrei. Sie sah ihre Eltern mit einem so erbarmungslehenden Blick an und rief ihnen fortwährend mit so herzbrechenden Tönen zu: „Betet für mich!“ daß die armen Leute in die größte Not gerieten; denn ebensowohl hätte man ihnen zumuten können, nach dem Morgenlande zu fliegen und Balsam aus Gilead zu holen. „Ach, warum,“ sagte endlich die Kranke, „warum habt ihr mich nicht in der Kindheit beten gelehrt, dann müßte ich jetzt nicht verzweifeln!“ Dieser Vorwurf ging wie ein scharfes Schwert durch ihre Elternherzen; mit einemmale stand nun die Eitelkeit und die Wichtigkeit ihres Reichthums, ihrer Bildung, ihres guten Namens und dergleichen vor ihnen, und ein Gedanke tauchte in ihren Seelen auf, als ob sie doch die Religion, wie sie es nannten, zu sehr vernachlässigt hätten. Endlich kam Emil, der eine Arznei aus der Apotheke geholt hatte, zurück, und Milchen rief ihm schon unter der Thür entgegen: „Bruder, bete für mich!“ Er besann sich keinen Augenblick, kniete vor ihrem Bette

nieder und rief aus der Tiefe des Herzens zum Herrn Jesus um Erbarmen für seine arme Schwester. Unter seinem Gebet, bei welchem ihn der Geist Gottes kräftig unterstützte, ging der Kranken das Herz auf, daß sie einen Strom von Tränen vergießen und mitbeten konnte. Die Eltern, denen ein solcher Austritt so ganz neu und ungewohnt war, standen im Anfang verlegen da und falteten die Hände, aber wie Emils Gebet ernstlicher und dringender wurde und Milchen selbst laut mit einstimmte, brach ihnen auch das Herz, und sie mußten mit auf die Kniee sinken. Als Emil geendigt hatte, dankte ihm die Kranke herzlich und äußerte die Hoffnung, vielleicht könne sie doch auch noch zu Gnaden angenommen werden. Um diese Hoffnung zu bekräftigen, las ihr Emil aus dem neuen Testamente passende Abschnitte vor und setzte dies auch in den folgenden Tagen fort. Nach und nach kehrte in das Herz der Sterbenden der Friede von oben ein, sie konnte glauben, daß ihre Sünden vergeben seien und verschied mit Freudigkeit. Auf ihre Eltern aber hatte diese Erfahrung einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie von da an fleißig zur Kirche gingen, in der Bibel und andern christlichen Schriften lasen und die eiteln Dinge dieser Welt geringer zu achten anfangen. Von ihren weiteren Schicksalen habe ich nichts Näheres in Erfahrung bringen können. Emil aber wurde ein geschickter Kaufmann, und als er nach dem Tode seiner Eltern der Erbe ihres Vermögens wurde, schickte er eine bedeutende Summe nach Westindien an die Missionare, welche den armen Negern das Evangelium predigen, um damit seine Dankbarkeit gegen Gott zu bezeugen, der ihn aus der Negerflaverei erlöst hatte.





ZS171 F6

UB BIELEFELD
990/4399660+01

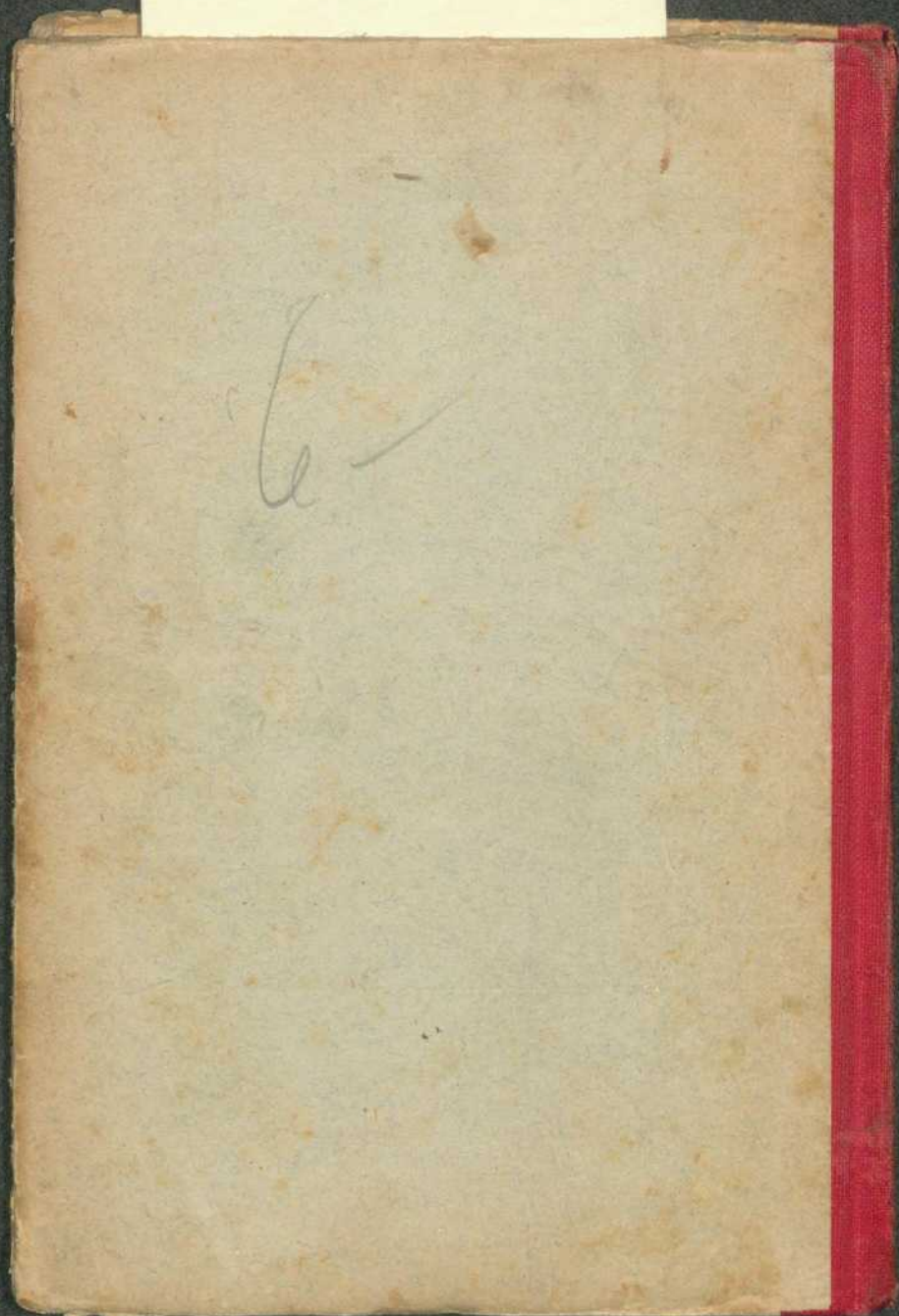
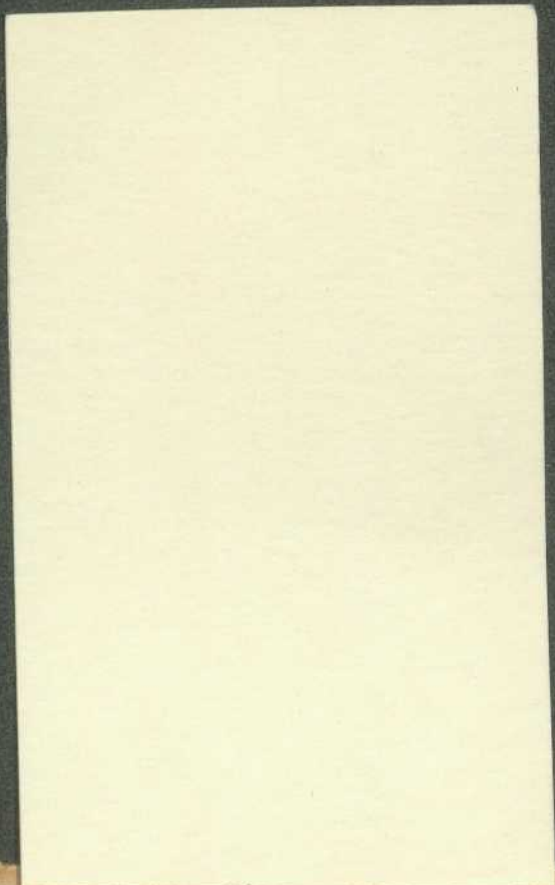


K

KLZ

99

ZS171
F6



Der Negerknabe Cuff.

Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

Neue Ausgabe.



Konstanz
Christlicher Buch- und Kunstverlag
Carl Hirsch A.-G.

